Gegründet 1860

Westfälischer Telegraph

80. Jahrgang

Mendener Heimat-Zeitung

Fröndenberger Nachrichten

Einzige in Menden gedruckte Zeitung

Lendringser Zeitung

Blatt

Erscheint täglich morgens mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Notationsdruck und Verlag: Verlagsgesellschaft v. Rauchenbichler, Menden. — Geschäftsstelle: Menden, Iserlohnerstraße 35. — Fernsprech-Sammelnummer 2017 Menden. Bezugspreis monatlich RM. 1.90 zuzüglich 30 Pfg. Botenlohn — Durch die Post 2.56 RM

Bei Ausfall höherer Gewalt, Betriebs- und Störungen besteht kein Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder Rückzahlung des Bezugspreises. Anzeigenpreise laut unserer Preisliste Nr. 6 vom 1. Juli 1939, deren Bestimmungen für alle Anzeigenaufträge gelten. — Beilagen werden nicht angenommen. Anzeigenschluß am Vortage 6 Uhr.

Nr. 143 | Mittwoch, den 19. Juni 1940 | Jahrgang 1940

München erlebt erneut Weltgeschichte

Einigkeit zwischen dem Führer und dem Duce über die Stellungnahme zu dem französischen Waffenstillstandsgesuch — Triumphaler Empfang der beiden die Geschichte Europas bestimmenden Männer in der Stadt der Bewegung — Die Welt horcht auf

München, 18. Juni. Der Führer traf Dienstag mittag, aus dem Führerhauptquartier kommend, in München zu dem angekündigten Zusammentreffen mit dem Duce ein.

Der Empfang, den die Bevölkerung dem Führer bereitete, als er unmittelbar aus dem Hauptquartier in München eintraf, war wohl die größte und überwältigendste Huldigung, die die Stadt der Bewegung Adolf Hitler je zuteil werden ließ. Hierin drückte sich zugleich die tiefe Dankbarkeit aus, die das ganze deutsche Volk in dieser Stunde seinem Führer und seiner unvergleichlichen siegreichen Wehrmacht entgegenbringt, allen seinen Soldaten zu Lande, zu Wasser und in der Luft, die weiter von Sieg zu Sieg stürmen.

Triumphaler Empfang in München

Punkt 12 Uhr fuhr der Sonderzug des Führers in die Bahnhofshalle. Nachdem der Führer dem Zug entstiegen war, begrüßte ihn Reichsstatthalter General Ritter von Epp mit tiefbewegten Worten. Mit dem Reichsstatthalter und dem Gauleiter, Staatsminister Adolf Wagner, waren sämtliche hier weilenden Männer des Führerkorps von Partei, Staat und Wehrmacht erschienen.

Langsam, immer wieder grüßend, schritt der Führer durch das jubelnde Menschenspalier. Als Adolf Hitler den Massen auf dem Bahnhofsplatz sichtbar wurde, brandete eine unbeschreibliche Welle der Begeisterung empor, ein minutenlanger gewaltiger Schrei, in dem die ganze Liebe und Dankbarkeit des Volkes für seinen Führer und damit zugleich auch für seine Soldaten zum Ausdruck kommt.

Unter den Klängen der Nationalhymnen, die von den Massen begeistert mitgesungen werden, schritt der Führer die Front der Ehrenkompanien ab. Dann bestieg er den Wagen zur Fahrt durch die Stadt nach seiner Wohnung. Sie gestaltete sich zu einem einzigen gewaltigen brausenden Triumphzug. Immer wieder dankte der Führer, im Wagen stehend, den begeisterten Volksgenossen.

Lange noch, als schon der Wagen des Führers vorbei war, leuchtete das Glück, diesen herrlichen Augenblick miterlebt zu haben, aus den Augen der die Straßen füllenden Massen.

Mussolini trifft ein

Der Duce traf in Begleitung seines Außenministers Graf Ciano Dienstag nachmittag um 15 Uhr auf dem Münchener Hauptbahnhof ein.

Der Führer begrüßte den italienischen Regierungschef auf dem Bahnsteig und geleitete ihn nach dem Abschreiten der Ehrenformationen im Kraftwagen zum Palais Prinz Carl, wo der Duce während seines Münchener Aufenthaltes wohnt.

Der italienische Außenminister Graf Ciano wurde von Reichsminister des Auswärtigen von Ribbentrop, und der stellv. Generalstabschef des italienischen Heeres, General Roatta, vom Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Keitel, in das Palais Prinz Carl geleitet.

Die Bevölkerung Münchens bereitete dem Duce Italiens bei seiner Ankunft und auf der Fahrt mit dem Führer durch die Straßen der Stadt einen unbeschreiblich begeisterten Empfang.

Beginn der Besprechungen

Um 16 Uhr begab sich der Duce, geleitet von Reichsminister des Auswärtigen von Ribbentrop, vom Palais Prinz Carl zum Führerbau am Königlichen Platz.

Der Führer begrüßte am Portal des Führerhauses den Duce und Außenminister Graf Ciano.

Unmittelbar darauf begannen im Arbeitszimmer des Führers die Besprechungen.

Nach dem triumphalen Empfang des Führers sah die Bevölkerung der Hauptstadt der Bewegung mit ungeheurer Spannung der Ankunft Benito Mussolinis entgegen. Die Hunderttausende waren sich bewußt der machtvollen Bedeutung dieses Zusammentreffens der beiden großen Führer der beiden in gemeinsamem Kampf stehenden Völker und waren glücklich, diesen gemeinsam ihre Begeisterung entgegenrufen zu können.

Um 14.50 Uhr fuhr der Zug des Duce langsam in die Halle. Unter den Klängen der Giovinezza stieg der Duce aus seinem Salonwagen. Der Führer begrüßte den Duce, der die Uniform eines Marschalls des Imperiums angelegt hatte, auf das herzlichste und hieß ihn in München willkommen. Anschließend begrüßte der Führer den italienischen Außenminister Graf Ciano, der die Uniform eines Majors der italienischen Luftwaffe trug. Der Duce richtete hierauf Begrüßungsworte an den Reichsaußenminister von Ribbentrop und den Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Keitel.

Verlautbarung aus München

München, 18. Juni. Der Führer und der Duce haben sich Dienstag in einer Besprechung in München über die Stellungnahme der beiden verbündeten Regierungen zu dem französischen Waffenstillstandsgesuch geeinigt.

Der Führer und der Duce haben nach Beendigung der Besprechungen München wieder verlassen.

Während der Führer mit dem Duce unter den Klängen der italienischen Nationalhymne die Ehrenkompanien des Heeres, der Luftwaffe und der SS abschritt, umbrausten sie ununterbrochen die Heilrufe der vieltausendköpfigen Menge, aus deren Kundgebungen das Glück der Massen sprach, den beiden Männern, die das Schicksal ihrer Völker und die Zukunft Europas gestalten, zujubeln zu können. Dieser Jubel ist auch der Dank an unsere Soldaten, die draußen kämpfen. Der ganze Bahnhofsplatz und seine Umgebung war ein einziges brausendes und jubelndes Meer der Begeisterung.

Luftangriff auf Loire-Mündung

Gewaltiger Schiffsraum wurde vernichtet oder schwer beschädigt

Mehrere Festungen genommen

Führerhauptquartier, 18. Juni. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Der militärische Zusammenbruch Frankreichs schreitet unter dem Druck unserer rastlosen Verfolgung rasch vorwärts.

Zwischen Caen und Le Mans ist die Orne an mehreren Stellen überschritten, die Loire aufwärts Orleans bis Nevers und südöstlich davon erreicht. Wie schon durch Sondermeldung bekanntgegeben, haben schnelle Truppen das französische Rüstungszentrum Le Creuzot besetzt und die Festung Belfort genommen. Die Festung Dijon ist kampflos gefallen. Einer schnell vorstoßenden beweglichen deutschen Abteilung hat sich auch die Festung Metz ergeben.

Von dort aus wurden nunmehr die noch verteidigten Abschnitte der Maginotlinie beiderseits Diedenhofen auch von rückwärts angegriffen. Der Durchbruch durch die Maginotlinie südlich Saarbrücken wurde bis an den Rhein-Marne-Kanal erweitert. Am Oberrhein schreitet der Angriff gegen die Vogesen vorwärts. Colmar ist genommen. Allein am gestrigen Tage sind weit über 100 000 Gefangene eingebracht worden.

Die Beute umfaßt die gesamte Ausstattung zahlreicher französischer Divisionen und Festungen.

Die Luftwaffe setzte den Verfolgungskampf gegen den zwischen der atlantischen Küste und der oberen Loire zurückflutenden Gegner fort. Besonders erfolgreich war ein Luftangriff auf den mit Hilfs-, Transport-, Munitions- und Betriebsstoffzügen überfüllten Bahnhof Rennes. Mit gewaltigen Explosionen flogen ganze Züge in die Luft. Unter den Truppen brach eine ungeheure Panik aus. In der Loire-Mündung gelang es, die bisher größte Angriffswirkung auf feindliche Transportschiffe zu erzielen. Gewaltiger Schiffsraum wurde vernichtet oder schwer beschädigt.

Unter den getroffenen, als beladen erkannten Schiffen befanden sich zwei Transporter von je 30 000 Tonnen, zwei Transporter von je 25 000 Tonnen, ein Transporter von 20 000 Tonnen, vier Transporter von je über 10 000 Tonnen und mehrere kleinere Kriegs- und Handelsschiffe. Neun Schiffe sind gesunken, andere unter Explosionserscheinungen teils vollständig ausgebrannt, teils gekentert.

In der Nacht zum 18. Juni nahmen englische Flugzeuge ihre Angriffe gegen nichtmilitärische Ziele in Nord- und Westdeutschland wieder auf.

Die Gesamtverluste des Gegners in der Luft betrugen gestern fünf Flugzeuge, ein eigenes wird vermißt.

Durch entschlossenen persönlichen Einsatz haben der Kommandeur eines Schützenregiments, Major Zimmermann, der Oberleutnant eines Panzerregiments, Malguth, und der Leutnant einer Beobachtungsabteilung, Dann, die Sprengung wichtiger Brücken durch den Feind im letzten Augenblick verhindert.

Der am 17. Juni bekanntgegebene Erfolg eines U-Bootes gegen einen britischen Hilfskreuzer im Moray-Firth ist durch ganz besonders tapferen und vollen Einsatz des Bootes unter Führung von Kapitänleutnant Kuppisch erzielt worden.

Neue italienische Luftangriffe

auf Malta, Korsika und Bizerta — Durch U-Boote zwei Oeltanker versenkt

Rom, 18. Juni. Das Oberkommando der italienischen Wehrmacht gibt bekannt:

In der Nacht vom 16. zum 17. Juni sind die Flottenbasis von Bizerta, die militärischen Ziele von Malta und die Flugplätze von Korsika wirksam mit Bomben belegt worden.

Unsere U-Boote haben feindliche Tanker, darunter einen von großer Tonnage, versenkt. In Nordafrika wurden die Operationen an der Cyrenaika-Grenze fortgesetzt. In Ostafrika sind zahlreiche Luftoperationen mit Erfolg durchgeführt worden, wobei verschiedene Flottenstützpunkte und militärische Ziele im oberen Sudan mit Bomben belegt wurden. Alle unsere Flugzeuge sind zu den Stützpunkten zurückgekehrt. Drei feindliche Flugzeuge sind am Boden zerstört und ein Jagdflugzeug ist im Luftkampf abgeschossen worden.

Vereitelter Durchbruchsversuch

100 Panzerwagen bei Nevers erbeutet

Berlin, 18. Juni. Gestern machte ein Teil der im Elsaß und in Lothringen eingeschlossenen französischen Truppen einen verzweifelten Durchbruchsversuch bei Vesoul in Richtung auf das Plateau von Langres. Der Angriff wurde unter schwersten Verlusten für den Feind abgeschlagen. 20 000 Gefangene blieben in deutscher Hand.

Die deutschen Truppen haben, wie gemeldet, die Loire aufwärts Orleans bis Nevers und südostwärts davon erreicht. Unter dem Kriegsmaterial, das von uns erbeutet wurde, befanden sich bei Nevers über 100 Panzerkraftwagen, darunter sechs überschwere Panzerwagen im Gewicht von 70 Tonnen. Diese Wagen traten hier zum ersten und gleichzeitig zum letzten Male in den Kampf.

Einige Einflüge der feindlichen Luftwaffe blieben ohne nennenswerten Erfolg. Ein Flugzeug wurde von der Flak abgeschossen. Der Feind hat in der Nacht von gestern die Luftangriffe erneuert, wobei nichtmilitärische Ziele getroffen wurden. In Mailand wurden Häuser und ein Schwesternhospiz beschädigt. Zwei Tote und einige Verwundete bei der Zivilbevölkerung. In Ligurien hat eine Flakbatterie vier feindliche Flugzeuge abgeschossen.

„Ein neues Europa ersteht"

Italien blickt erwartungsvoll auf den Führer und den Duce

Rom, 18. Juni. In ganz Italien richten sich die Blicke erwartungsvoll auf den Führer und den Duce und die schicksalhaften Entscheidungen, die diese beiden wahrhaft europäischen Staatsmänner treffen werden. „Die Schmach von Versailles ist ausgetilgt — Das in Versailles geschaffene Europa existiert nicht mehr — Die Stunde der Gerechtigkeit hebt an — Der Führer und der Duce Bürgen des neuen Europa — Deutschland und Italien bauen das neue Europa auf." Mit solchen und ähnlichen Überschriften kennzeichnet die italienische Presse die Lage und bringt damit die allgemeine und begeisterte Ueberzeugung des ganzen italienischen Volkes zum Ausdruck.

Bei einem Versuchsfluge stießen zwei Bombenflugzeuge des Flugplatzes Mitchellfield in der Luft zusammen, gerieten in Brand und stürzten ab. Die aus 11 Offizieren und Mannschaften bestehenden Besatzungen wurden getötet. Zwei Personen, auf deren Wohnungen die Flammen der abgestürzten brennenden Flugzeuge übergegriffen hatten, wurden ernstlich verletzt.

Die Schweizer Militär- und Zivilbehörden haben umfangreiche Maßnahmen an der nordwestlichen Grenze getroffen, um der Lage, die sich aus dem Eintreffen zahlreicher französischer Flüchtlinge ergibt, gerecht zu werden.

Ein britischer Schurkenplan

Frankreich sollte seine Eigenstaatlichkeit aufgeben und britisches Dominion werden

Berlin, 18. Juni. Wie Reuter amtlich bekanntgibt, hat England noch in letzter Minute versucht, den zusammengebrochenen französischen Bundesgenossen nicht nur zu weiterem Widerstand, sondern sogar zu der Annahme eines Vorschlages zu überreden, wonach Frankreich aufhören sollte, als selbständiger Staat zu bestehen, und dafür die hohe Ehre haben dürfte, britisches Dominion zu werden. Der englische Botschafter hat diesen bodenlos frechen, in der ganzen Weltgeschichte einzig dastehenden Plan am Sonntag der französischen Regierung in Bordeaux allen Ernstes zu unterbreiten gewagt.

In der britischen Regierungserklärung über diesen „feierlichen Unionspakt" wurde laut Reuter, vorgeschlagen: „Die beiden Regierungen erklären, daß Frankreich und Großbritannien nicht mehr zwei Nationen, sondern eine französisch-britische Union sein werden. Die Verfassung dieser Union wird dafür Sorge tragen, daß die Organe der Landesverteidigung zusammengelegt und eine gemeinsame äußere, finanzielle und wirtschaftliche Politik betrieben werden. Jeder französische Bürger wird unverzüglich die britische Bürgerschaft erwerben, ebenso wie jeder britische Untertan Bürger von Frankreich werden wird. Während des Krieges soll es nur ein einziges Kriegskabinett geben und alle Streitkräfte Großbritanniens und Frankreichs, zu Lande, zu Wasser und in der Luft, werden unter die Leitung dieser Regierung gestellt. Diese Regierung wird dort arbeiten, wo sie es am besten kann. Die beiden Parlamente werden förmlich „assoziiert" werden. Frankreich wird seine verfügbaren Streitkräfte im Felde, zu Wasser und in der Luft zur Verfügung stellen."

Das heißt mit anderen Worten: Frankreich sollte politisch, wirtschaftlich und staatsrechtlich im britischen Empire vollkommen aufgehend, nur noch ein Anhängsel der Londoner Plutokratie sein! Man greift sich an den Kopf. Man ist versucht, diesen ungeheuerlichen Plan als Ausgeburt eines krankhaften Gehirns aufzufassen. Weit gefehlt! Unter diesem Ueberrumpelungsversuch verbarg sich eiskalte Berechnung: Man wollte, wenn schon Frankreichs Armee zerbrach, wenigstens Frankreichs Flotte und Frankreichs Kolonien erben!

Die Meldung von dem militärischen Zusammenbruch Frankreichs löste unter der ägyptischen Bevölkerung eine tiefgedrückte Stimmung aus. Die Bevölkerung weiß, daß Aegypten heute unter den zur Verteidigung des Empire ausersehenen Völkern zu Großbritanniens letzten Reserven gehört.

Rettungsboote beschossen

Madrid, 18. Juni. Südlich der Kanarischen Inseln wurde das italienische Schiff „Fortunata" von einem französischen Zerstörer beschossen. Die Besatzung verließ das Schiff und erreichte das Land, obwohl sie von den Franzosen mit MG.-Feuer verfolgt wurde.

Auch der italienische Dampfer „Mahda" wurde von einem französischen Zerstörer beschossen und die Besatzung beim Uebersteigen in die Rettungsboote mit MG.-Feuer belegt.

In La Coruna trafen, aus dem Hafenort Muros kommend, die Ueberlebenden des griechischen Dampfers „Violando Goulandros" ein, der 200 Meilen nördlich Finisterre versenkt wurde. Ein Rettungsboot mit dem Kapitän und sieben Mitgliedern der Besatzung ist überfällig. Ferner trafen in La Coruna 24 Mitglieder der Besatzung des finnischen Schiffes „Margareta" (1860 BRT.) ein, das auf dem Wege nach Greenwood versenkt wurde.

Spendentag des Films

Berlin, 18. Juni. Der Präsident der Reichsfilmkammer, Professor Karl Froelich, der Reichsbeauftragte für das WHW., Hilgenfeldt, und der Geschäftsführende Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, Dr. Grawitz, erlassen folgenden Aufruf zum Kriegshilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz:

Das deutsche Volk ist zum Entscheidungskampf um seine Zukunft angetreten.

Noch nie war der Wille des deutschen Volkes so stark, um sein Lebensrecht zu kämpfen und seine Zukunft zu sichern, wie jetzt.

Draußen an der Front tut der deutsche Soldat seine Pflicht.

Mit dem Aufruf für das Kriegshilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz hat der Führer die Heimat zur Pflichterfüllung gegenüber der kämpfenden Front aufgerufen.

Der deutsche Film will durch eine besondere Tat der Front seinen Dank abstatten. Im gesamten Gebiet des Großdeutschen Reiches wird am 23. Juni 1940 zu diesem Zweck der erste Spendentag des deutschen Films im Kriegshilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz durchgeführt.

Wichtig für Autobesitzer

Neues Kraftfahrzeugversicherungsrecht ab 1. Juli in Kraft — Sonstiges Versicherungsrecht ab 1. Oktober 1940 reichseinheitlich

Berlin, 18. Juni. Auf dem Gebiete des Versicherungsrechtes war durch gesetzgeberische Maßnahmen vom November und Dezember 1939 zweierlei an wichtigem Neuen geschaffen worden: einmal eine reichseinheitliche Gestaltung des Rechtes der Vertragsversicherung und dann die Einführung der Pflichtversicherung für Kraftfahrzeughalter. Wir sollten danach vom 1. Juli 1940 ab im ganzen Deutschen Reich ein einheitliches, weitgehend erneuertes Privatversicherungsrecht haben.

Infolge des Krieges hat der Reichsjustizminister nunmehr durch Verordnung verfügt, daß diese Vereinheitlichung für kurze Frist zurückzustellen ist. Das reichseinheitliche Recht der Vertragsversicherung wird nunmehr erst am 1. Oktober 1940 in Kraft treten. Dagegen wird die Pflichtversicherung für Kraftfahrzeughalter bereits vorher, bis zum 1. Juli 1940, in Kraft gesetzt. Die neue Verordnung enthält die erforderlichen Bestimmungen, so daß die Versicherung für Kraftfahrzeughalter ab 1. Juli im ganzen Reichsgebiet mit Danzig, jedoch einstweilen ohne die eigentlichen Ostgebiete, vorgeschrieben ist. Für die stillgelegten Kraftfahrzeuge gilt während der Zeit der Stillegung eine besondere Ermäßigung, über die die Versicherungsgesellschaften Auskunft geben können. Jedenfalls darf ab 1. Juli 1940 in der Regel kein Kraftfahrzeug mehr unversichert sein.

Der neue französische Innenminister Pomaret hat als Nachfolger des von dem Juden Mandel eingesetzten und auch mit diesem verschwundenen Chefs des Sicherheitswesens den bisherigen Präfekten des Departements Ostpyrenäen, Didkowsky, zum „Direktor der französischen nationalen Sicherheit" ernannt.

Phrasen eines alten Heuchlers

Churchill will für die Sache der Plutokratien weiterkämpfen

Genf, 18. Juni. Zu allem Unglück, das Frankreich getroffen hat, muß es nun das heuchlerische Mitleid Churchills über sich ergehen lassen. In einer Rundfunkansprache vergießt der alte Fuchs bittere Krokodilstränen über das tapfere französische Volk, das in dieses furchtbare Unglück gefallen ist.

Wer ist es denn, der auch den letzten Blutstropfen aus dem geschlagenen Polen herauspressen möchte? Wer ist es denn, der auch den letzten Mann in Frankreich kaltblütig seinen plutokratischen Interessen opfern will?

„Nichts kann unser Gefühl für das französische Volk ändern oder unseren Glauben, daß der Genius Frankreichs wieder auferstehen wird," sagt der alte Heuchler. Es sind dieselben billigen Phrasen, die der gewissenlose Hetzer den Polen, Norwegern und Holländern vorgesetzt hat, nachdem sie im Kampfe für die Londoner Geldsäcke die Wucht des deutschen Schwertes zu spüren bekamen. Die französischen Soldaten, unter denen ebenso wie bei den verführten Norwegern und Holländern die Erkenntnis immer mehr wächst, daß sie von ihrer auslandhörigen Regierung als unnütze Opfer für England preisgegeben wurden, werden sich für das Wortgeklingel Churchills bedanken.

„Wir sind jetzt diejenigen, die unter den Waffen stehen, um die Sache der Welt zu verteidigen", sagte Herr Churchill. Was dieser Erzplutokrat unter „Sache der Welt" versteht, ist hinlänglich bekannt. Es ist die Sache der Geldsackclique, die diesen Krieg heraufbeschworen hat. Daß in diesem Kampfe England nun allein steht, ist gut und richtig so. Nun werden die Briten, die sich bislang immer „siegreich zurückgezogen" haben, den Krieg am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Es wird sich niemand mehr finden, der ihnen den Rücken deckt.

Mit der Hartnäckigkeit des gesottenen Sünders erklärte Churchill weiter, daß England den Krieg fortsetzen wird. „Wir sind sicher", sagte er, „daß schließlich alles zum guten Ende kommen wird." Jawohl, Herr Churchill! Es kommt zum guten Ende, nämlich zu dem guten Ende, daß die Gerechtigkeit siegt über plutokratisches Verbrechertum, dessen oberster Vertreter zu sein Sie die Ehre haben!

Fast allein gekämpft

Bittere Worte des neuen französischen Außenministers

Genf, 18. Juni. Der neue französische Außenminister Baudoin hat Montagabend eine Rundfunkansprache an das französische Volk gehalten. In dieser Ansprache bemühte sich der Außenminister, dem französischen Volk den Schritt Petains bei der Reichsregierung verständlich zu machen. Seine Ausführungen gipfelten in der Erklärung, daß erstens die militärische Ueberlegenheit Deutschlands und zweitens die Unwirksamkeit der englischen Hilfe Frankreich zu diesem Schritt gezwungen hat.

Baudoin erklärte im einzelnen, daß Frankreich der Ueberlegenheit der Streitkräfte und des Materials Deutschlands unterlegen sei. Die französischen Truppen, die vor Müdigkeit erschöpft seien, könnten nicht abgelöst werden. Die Franzosen, so erklärte er weiter, haben sich „fast allein" vor 80 Millionen Deutschen befunden, wozu dann noch die Bedrohung durch die italienische Armee gekommen sei.

Was England betrifft, so ging Baudoin mit dem britischen Bundesgenossen scharf ins Gericht. Er erklärte, daß die „Freunde" Frankreichs ungenügend auf die Methoden des modernen Krieges vorbereitet gewesen seien, und daß sie nicht rechtzeitig die notwendigen Hilfen der französischen Armee hätten bringen können.

* * *

Frankreich hat „fast allein" gekämpft. Diese Worte Baudoins haben schon viele derjenigen Völker am Abend ihrer Niederlage als Anklage gegen England gerichtet: Polen, Finnland, Norwegen, Belgien und Holland, sie alle haben am Ende ihres Zusammenbruchs feststellen müssen, daß England sie allein gelassen hat. Diese Anklage, die Baudoin nunmehr an England richtet, wiegt aber noch viel schwerer als alle anderen vorhergehenden, denn Frankreich hat den schwersten Zoll an Blut und Opfern zahlen müssen.

Der Dank der Heimat

Aufruf für die erste Reichsstraßensammlung des Deutschen Roten Kreuzes

Berlin, 18. Juni. Der Reichskriegsopferführer Oberlindober, der bevollmächtigte Vertreter des Reichsjugendführers, Obergebietsführer Axmann, und der Geschäftsführende Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, SA.-Brigadeführer Dr. Grawitz, erlassen folgenden Aufruf:

Wenn der Soldat in dem größten Entscheidungskampf unseres Volkes Blut und Leben opfert, wollen wir als die Frontkämpfer des Weltkrieges, als die treuen Helfer unserer verwundeten und kranken Soldaten und als die heranwachsende junge Generation unsere ganze Kraft dafür einsetzen, daß das Ergebnis der ersten Reichsstraßensammlung für das Kriegshilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz ein machtvolles Bekenntnis zur kämpfenden Truppe wird. An diesem Tage wird die Heimat der siegreichen Truppe durch ihren Einsatz ihren Dank abstatten.

Ueber den Rhein nach Colmar

(PK.) Von Kriegsberichter Detig. Gegenüber der Ruine Limburg, unweit des oberrheinischen Ortes Sasbach, lag bis zum 15. Juni der Abschnitt Limburg-Süd der französischen Maginotlinie. Heute, kaum 48 Stunden später, nach dem tollkühnen Uebergang unserer Pioniere mit Sturmbooten über den Rhein, liegt bereits wohlverankert in den reißenden Fluten des von starken Regenfällen angeschwollenen Stromes eine für schwerste Lasten gebaute Pontonbrücke, über die lückenlos die Truppen aller Waffengattungen des Heeres bis ins Elsaß sich ergießen.

In stürmischem Vorwärtsdringen ist bereits am ersten Tag der Rhein—Rhone-Kanal überschritten und nach hartem Kampf tags darauf das leicht zu verteidigende schwierige Sumpfgelände der Ill erreicht worden. Auch hier wurde der sich teilweise hartnäckig wehrende Feind bald geworfen, und am Nachmittag des 17. Juni hat die Spitze schon Colmar, die alte deutsche Stadt, erreicht.

Die Truppen, die seit vielen Monaten mit großer Ungeduld den Tag des Beginnens zum Angriff erwartet hatten, haben seit dem 10. Mai der Stunde ihres Einsatzes entgegengefiebert und bei den Siegesnachrichten aus Holland, Belgien und Nordfrankreich nur eine Sorge gekannt, daß sie für große Entscheidungen zu spät kommen könnten, daß bis zu ihrem Eingreifen den Armeen des Feindes bereits das Rückgrat gebrochen sei. Ein Wunderwerk an fein eingefädelter Organisation ließ die Truppen durch das herrliche Badener Land über die Bergstraßen des Schwarzwaldes herniederrollen in die Rheinebene, um sich dort zum Angriff bereitzustellen. Der Uebergang über den Rhein mit Sturmbooten im Angesicht der mächtigen Befestigungen und Bunker des Feindes war ein tollkühnes Husarenstück unserer Pioniere und der sie unterstützenden leichten und schweren Waffen, das sich ebenbürtig neben die wagemutigsten Taten dieses Krieges stellen darf.

Während am 17. Juni die Brücken über die Ill geschlagen werden und dadurch der Vormarsch um wenige Stunden aufgehalten wird, unternehmen wir einen Gang durch die Bunkerlinie gegenüber der Ruine Limburg. Ein französisches Schild mit der Aufschrift „Limbourg-Sud" liegt zerbrochen im Drahtverhau. Schon stehen an den Abfahrtsstraßen die neuen deutschen Schilder, die den Kolonnen den Weg weisen. Wir entdecken zwischen den deutschen Fahrzeugen einige nagelneue französische Lastkraftwagen, voll bepackt mit frischem Material aller Art, und der Fahrer des Wagens versichert uns mit einem Hinweis auf den Kilometerzähler, daß dieses Fahrzeug unter seiner Lenkung schon mehr Kilometer zurückgelegt hat als unter der seines französischen Vorgängers.

Zwischen den doppelten Drahtverhauen führt ein schmaler Weg abwärts zu einem Betonwerk, aus dessen Schießscharten noch Rauch aus der Tiefe quillt, während bereits auf dem oberen Sockel ein Flakgeschütz zum Schutz des Nachschubs in Stellung gegangen ist. Der Zustand des Bunkers verkündet das Heldentum jenes Stoßtrupps, der ihn gestürmt hat.

Die meterdicke Stirnwand ist völlig zertrümmert worden durch den direkten Beschuß der Deutschen. Die dicken Eisenstäbe ragen verbogen wie schwacher Draht aus den Durchbrüchen. Die 3 Zentimeter starke, von innen fest verschraubte Eisentür wurde durch eine ungeheure Ladung in Fetzen zerrissen, und im Innern bietet sich ein chaotisches Bild. Telefonleitungen hängen wirr durcheinander, die Rohre der Lüftungsanlage sind durchlöchert und durch den Luftdruck von den Wänden gerissen, denn in einem Raum nebenan ist ein Munitionslager in die Luft gegangen. Durch die geborstene Decke tropft Regenwasser ins Innere. Es ist so heiß, daß wir zuerst erschrocken die Hand zurückziehen. 30 Stunden dauerte es, bis der Bunker ausgebrannt war, und bis heute ist der glühend heiß gewordene Beton noch nicht wieder abgekühlt. Neben der eigentlichen Kammer, in deren Räumen die geborstenen Waffen unter Trümmern begraben liegen, kommen wir durch einen Laufgang in die unterirdischen Wohnräume, die unversehrt geblieben sind. Wir finden aneinander anschließend zwei Küchen mit Einrichtung und reichen Vorräten.

Für die Bunkerbesatzungen gab es keine Feldküchen. Man empfing die Lebensmittel in natura. In den Nischen stehen zwei große Herde mit je zwei Rauchöffnungen. Wir finden Konserven, Wein, rohes Fleisch, Kannen voll Milch, die inzwischen sauer geworden ist. Alles liegt sehr unordentlich durcheinander, doch ist der Schmutz nicht etwa eine Folge der furchtbaren Beschießung. Auf einem langen Tisch stehen noch die Reste des Frühstücks vom 15. Juni. Die Teilnehmer an diesem Mahl ahnten nicht, daß kurz darauf der deutsche Angriff beginnen würde, dem in diesem Abschnitt die gesamte Bunkerlinie innerhalb zweier Stunden zum Opfer fiel.

Wir sprechen einen Pionierfeldwebel, der an jenem Morgen einen nach kurzer, intensiver Artillerievorbereitung in Sturmbooten übersetzenden Stoßtrupp angeführt hat. Sein Trupp hat allein mit Handgranaten und Spreng-Ladungen vier Bunker unschädlich gemacht, einen mehr als im Angriffsbefehl vorgesehen war, und den Großteil der Besatzung gefangen genommen. Aus ihren Bunkern sind freilich wenige nach hinten entkommen. Etwas abseits hatte man die Toten zur Bestattung bereit gelegt und mit Zeltbahnen zugedeckt. Sie tragen, wie die Engländer, khakibraune Uniformen.

An einem langen Draht von Baum zu Baum hängt über dem Bunker ein wenig vom Beschuß durchlöchert die letzte Wäsche, Hemden und Unterhosen in bunter Reihenfolge. Das hochmütige Chanson der Tommies, daß sie diese Wäsche bald in der Siegfriedstellung aufhängen würden — zu höheren Geiststaten konnte sich die Kriegspoesie der Engländer in ihrer Verblendung nicht aufraffen — hat sich bei ihren gefeierten französischen Bundesgenossen ins Gegenteil verkehrt.

Als der Abend an diesem Junitag vorzeitig heranbricht, sind die Brücken über die Ill fertiggestellt, und wieder folgt die Oberrheinarmee dem mürbe gewordenen Gegner in nunmehr immer zügigerem Vormarsch. Ueber aufgeweichte Feldwege und durch tiefe Regenlöcher strebt die Infanterie den Vogesen zu, deren nahe Bergen heute von tiefen Wolken verhangen sind. Der strömende Regen rinnt vom Stahlhelm über die umgehängte Zeltbahn, aber kein Unwetter, keine Müdigkeit und keine Strapaze vermag den unwiderstehlichen Drang nach vorn aufzuhalten.

Appell an die Bevölkerung

Die Regierung Petain mahnt zum Verbleiben in den Wohnstätten

Genf, 18. Juni. Der französische Rundfunk hat die Bevölkerung aufgefordert, Geduld und Kaltblütigkeit zu zeigen und mit Ruhe die weitere Entwicklung abzuwarten. Die Bevölkerung wurde ferner ersucht, daheim zu bleiben und die Straßen und Wege zu räumen, da die Verstopfung der Straßen eine hinderliche und desorganisierende Wirkung auf das Land habe. Die Regierung Petain, so wurde weiter erklärt, habe es sich zur Aufgabe gemacht, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Schließlich wurde an den Patriotismus der Franzosen appelliert, die mit der Befolgung dieser Anweisungen die neue Regierung in ihrer Aufgabe unterstützen würden.

„Völlige Hoffnungslosigkeit"

Moskau unter dem Eindruck der Erklärung Marschall Petains

Moskau, 18. Juni. Die gewaltigen Ereignisse des Montag stehen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Moskauer Presse. Die Nachrichten über den Regierungswechsel in Frankreich und die Bitte Petains um die Bedingungen werden unter stark hervorgehobenen Überschriften veröffentlicht.

Die „Iswestija" bringt einen knappen Bericht zur militärischen Lage, der den Vorstoß der deutschen Truppen zur Loire und zur Schweizer Grenze sowie die dadurch erfolgte Aufhebung der Bedeutung der Maginotlinie feststellt. Unter den übrigen Zeitungen betont „Krasnaja Swjesda" in einer kurzen Uebersicht über die militärischen Ereignisse des 17. Juni, daß die Erkenntnis der vollen Hoffnungslosigkeit der Lage das französische Oberkommando gezwungen habe, den Gegner um Bekanntgabe seiner Bedingungen zu bitten. Die in der Schlacht um Paris geschlagenen und nach Süden zurückgehenden französischen Armeen hätten sich offenbar nirgends mehr festsetzen können, denn die unaufhörliche Verfolgung der deutschen motorisierten Truppen habe dies unmöglich gemacht.

Die Flüchtlinge kehren zurück

Die Höflichkeit deutscher Soldaten überall anerkannt

Newyork, 18. Juni. Mangels direkter Nachrichtenverbindung zwischen Paris und Newyork veröffentlicht die amerikanische Presse zum ersten Male am Montag Pariser Stimmungsbilder, die von USA.-Korrespondenten im Sonderflugzeug nach Berlin und von dort nach Newyork übermittelt wurden.

Nach dem Bericht des Hearst-Korrespondenten von Wiegand aus Paris sind auf Grund von Schätzungen der amerikanischen Botschaft Mitte voriger Woche beim Heranrücken der deutschen Armeen rund drei Millionen Pariser in wilder Panik geflohen. Die Flüchtlinge gelangten jedoch wegen Mangels an Transportmitteln nicht über die Parks und Wälder der Pariser Umgebung hinaus und kehrten inzwischen größtenteils heim. Von einem deutschen Sonderflugzeug aus besichtigte von Wiegand dann das Pariser Industrieviertel, wo dichte Rauchwolken aus den Automobilfabriken, den Flugzeugwerken und anderen Anlagen hervorstiegen, die entweder gesprengt oder von den französischen Truppen vor der Räumung angezündet worden waren. In einem vom Sonntag datierten Bericht meldet ein Vertreter von United Preß, daß Paris allmählich wieder ein normales Aussehen annehme, soweit eine besetzte Stadt das tun könne. Lebensmittel seien reichlich vorhanden und würden unbeschränkt verkauft. Die Versorgung mit Licht und Wasser und selbst die Müllabfuhr sei ununterbrochen und auch der U-Bahn-Verkehr normal. Tausende zurückkehrende Zivilisten träfen die Stadt zwar mit Soldaten gefüllt an, aber in ihren Wohnungen sei alles beim alten.

Aus Gesprächen mit mehreren französischen Bekannten ging hervor, daß ihre zurückkehrenden Verwandten alle möglichen deutschen Grausamkeiten befürchtet hätten und daß sie jetzt überrascht und erleichtert feststellten, daß alle Befürchtungen unbegründet gewesen seien. Die deutschen Soldaten, soweit sie dienstfrei seien, benähmen sich wie Touristen. Ueberall könne man sie vom Montparnasse bis zum Montmartre sehen. Sie bestiegen den Eiffelturm und machten Aufnahmen voneinander. In diesem Satz vom ersten Besetzungstag scheine eine deutliche Entspannung eingetreten zu sein. Unterhaltungen zwischen Deutschen und Parisern seien an der Tagesordnung. Die Deutschen, mit Reiseführern in der Hand, ließen sich beraten. Die Pariser schienen sich allmählich mit der Lage abzufinden. Ein Grund hierfür sei ihre nie versagende Neugierde, und die deutsche Armee tue alles, sie zu befriedigen. Ein weiterer Grund sei, daß Höflichkeit mit Höflichkeit erwidert werde und daß das deutsche Militär durchweg höflich sei. Mildes Sonnenschein trage zur Belebung des Straßenbildes bei.

Der Berliner Vertreter des amerikanischen Nachrichtenbüros Associated Preß, der Gelegenheit hatte, den deutschen Einmarsch in Paris mitzuerleben, betont den Umstand, daß es gerade Ostmärker waren, die als erste einrückten und auf praktisch allen öffentlichen und historischen Gebäuden der französischen Hauptstadt das Hakenkreuz hißten. Der Korrespondent erinnert in diesem Zusammenhang an die Hetzrede des damaligen französischen Ministerpräsidenten hinsichtlich der Zuverlässigkeit der ostmärkischen Truppen sowie an des Führers Antwort am 30. Januar, daß Herr Daladier noch genügend Gelegenheit bekommen werde, die Ostmärker kennen zu lernen.

Paris schien am Tage des Einmarsches eine tote Stadt zu sein, aus der 70 v. H. der Bevölkerung geflohen sei. Unvergeßliche Szenen hätten sich am Grabe des Unbekannten Soldaten abgespielt, wo viele ältere Frauen bitterlich weinten. Als eine Gruppe ausländischer Korrespondenten in Begleitung deutscher Offiziere sich dem Grabmal näherte und die deutschen Offiziere mit entblößtem Haupt das Symbol des tapferen, dort beerdigten französischen Soldatentums in andachtsvoller Stille grüßten, sei die Haltung der dort verharrenden Menschenmenge etwas freundlicher geworden.

Sport und Spiel

Drei neue Meister

Deutsche Kriegsmeisterschaften der Radamateure

Die Kriegsmeisterschaften der deutschen Radamateure wurden am Montagabend auf der gut besuchten Bahn in Hannover entschieden. Ein stattliches Aufgebot von 60 Fahrern bewarb sich um die drei Titel, die im Mal-, Zweisitzer- und Mannschaftsfahren vergeben wurden. In die Ehrenliste der Meister konnten sich eintragen: Schertle (Stuttgart), Schertle-Greiner (beide Stuttgart) sowie zum wiederholten Male Wanderer Chemnitz.

Ungeachtet der Zeitverhältnisse gab es in allen Wettbewerben ausgezeichneten Sport. Im Malfahren über 1000 Meter erreichten der Stuttgarter Favorit Schertle und Kappey (Dortmund) den Endlauf, in dem sich Schertle beide Male in 12,8 bzw. 11,4 Sekunden sicher behauptete und damit Meister wurde. Im Kampf um den dritten und vierten Platz war sein Landsmann Greiner in 13,4 bzw. 14,6 jeweils gegen Mirke (Breslau) erfolgreich. Die beste Mannschaftsleistung boten die Stuttgarter gemeinsam im Zweisitzerfahren, das Schertle-Greiner gegen Kappey (Dortmund) und Preiskeit (Chemnitz) sicher gewannen. Dritte wurden die Berliner Bunzel-Kussel in 11,8 für die letzten 200 Meter vor Förster-Klein (Erfurt).

Wie erwartet, wiederholte „Wanderer" Chemnitz mit dem Aufgebot Schulze, Bronold, Thoß und Preiskeit den Meisterschaftssieg der letzten Jahre im Vierer-Mannschaftsfahren in 5:21,2 gegen Dürkopp Bielefeld (5:21,4), Iduna Scheneberg (5:25,4), Albatros Hannover (5:28,4) und Zugvogel Hannover (5:52,8).

Die Fahrer des Bereichs Mittelrhein konnten sich nicht durchsetzen. Sie blieben auch im Punktefahren für die Unplacierten geschlagen, das Voggenreiter (Nürnberg) mit 8 Punkten vor Wachtmeister und Schulz (beide Berlin) gewann.

Fußball-Endspiel am 21. Juli

Der 21. Juli wurde als Zeitpunkt der Austragung des Fußball-Meisterschafts-Endspiels 1940 bekanntgegeben. Kampfplatz ist das Olympiastadion zu Berlin. Die Gruppensieger stehen nicht vor dem 30. Juni fest, so daß am 7. Juli die beiden Vorschlußrundenkämpfe stattfinden können. Der 14. Juli wurde für ein evtl. notwendiges Wiederholungsspiel frei gehalten.

Für das Hilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz sammeln am 22. und 23. Juni 1940 die Mitglieder des D.R.K., der N.S.K.O.O. und der Hitler-Jugend

Menden

Pg. Adolf Garlipp gefallen

Sturmführer Adolf Garlipp ist für Menden kein Toter. Er, sein Geist wird leben, wenn wir längst vermodert sind.

Als Sohn des Gärtners vom Neuwalzwerk in Bösperde, der, wie jetzt der Sohn, 1917 für Deutschland sein Leben ließ, geboren, erlernte er als ältester Sohn ebenfalls das Gärtnerhandwerk und trat, während des Baues des Lyzeums nach Menden zurückgekehrt, der kurz vorher ins Leben gerufenen Mendener SA bei. Sein Draufgängertum, seine stete Hilfsbereitschaft, sein Einsetzen für jede Dienstobliegenheit machten ihn zu einem der bestbeliebtesten Kameraden bei der Mendener SA. Keine Stunde, zu der ihm der SA-Dienst schon lange Jahre vor der Machtergreifung rief, war ihm zu spät oder zu früh. Ob die SA nach Essen, Bochum, Lüdenscheid, Iserlohn, Hagen oder Dortmund befohlen wurde, immer war er einer der Ersten, nicht nur der Zeit, sondern vor allem der Tat nach. Bresche zu schlagen und seine Kameraden aus den schwierigsten Situationen herauszupaucken, das war sein Element. Nie verließ ihn die Ruhe. So nahm es nicht wunder, daß ihn sein damaliger SA-Führer, Pg. Votthast, in fast allen Angelegenheiten zu seinem Vertreter machte. Lange Zeit mußte er auch das bittere Los der Arbeitslosigkeit auf sich nehmen und dabei oft Spießruten durch das Spalier seiner politischen Gegner laufen. In den Tagen des Umbruches stand er in vorderster Front und legte mit Hand an, um auf dem Turm des Mendener Rathauses die Hakenkreuzfahne hoch zu ziehen. Kurz vorher hatte noch die Severingarde ihn aus der Volksküche in der Hochstraße herausgehauen und bei der Mutter nach seinen verborgenen Braunhemden suchen lassen. Als Mitglied der Hilfspolizei kam er dann in städtische Dienste und erhielt später den nicht gerade angenehmen Auftrag, mit seinen bisherigen politischen Gegnern, die Adolf-Hitler-Kampfbahn in Ordnung zu bringen. Wenn einst die Tannen dort rauschen werden, so künden sie den Namen Adolf Garlipp. Er war nicht nur der Aufseher seiner politischen Gegner, sondern deren Vorarbeiter. Als Gehilfe des Stadtförsters hat er dann noch vieles geschaffen. Die Stadtverwaltung hat ihm zuletzt die Durchführung der Adremakartei übertragen. Als einer der ersten städtischen Angestellten rückte er dann in den Krieg und weilte beim Einrücken nach Holland in Urlaub. Zurückgekehrt traf er seine Truppe nicht mehr an und wurde einem anderen Truppenteil zugewiesen, bei dem er beim Einmarsch in Belgien nun den Heldentod für seinen Führer und sein Vaterland gefunden hat. Pf.

***— Technische Nothilfe greift bei einem Dacheinsturz ein.** In den Abendstunden des Samstag stürzte infolge Witterungsschäden an einem älteren Zwei-Familien-Wohnhaus an der Fingerhutsmühle der ganze Dachstuhl ein. Bei Regen bestand die Gefahr weiterer Deckeneinstürze, so daß die Wohnungen hätten geräumt werden müssen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, wurde die hiesige Technische Nothilfe alamiert. Nach einem bestimmten Alarmplan war sie in kürzester Zeit mit sämtlichen erforderlichen Gerätschaften, sowie Balken, Brettern und Dachpappe an Ort und Stelle, um ein provisorisches Dach aufzubauen. Nach Beseitigung des Schuttes durch den Aufräumungstrupp, wurde unter Leitung des Bereitschaftsführers J. Rosenberg von geschulten Fachkräften der Technischen Nothilfe das neue Dach errichtet. Gleichzeitig mußte noch vor Beginn der Dunkelheit von einem entfernt liegenden Lichtmasten für die nötige Beleuchtung durch Scheinwerfer gesorgt werden. Auch diese Arbeit war zur vorgesehenen Zeit, unter besonderen polizeilichen Sicherungsmaßnahmen auf Grund der bestehenden Verdunkelungsmaßnahmen, beendet. Gegen Mitternacht war das Haus neu überdacht und jede weitere Gefahr beseitigt. Die Technische Nothilfe hat in diesem erstmalig größeren Einsatz bewiesen, daß sie in der Lage ist, bei Katastrophen schnell und sicher einzugreifen.

50. Hauptversammlung des SGV

Rege Tätigkeit auf allen Gebieten

Am Sonntag fand in Hagen im Saale der Concordia die 50. Hauptversammlung des SGV statt. Von Menden nahmen an dieser Tagung der Vorstand der Mendener SGV-Abteilung teil. Die Hauptversammlung wurde in Abwesenheit des im Felde stehenden Vereinsführers, des Regierungsvizepräsidenten Karl Eugen Dellenbusch, vom stellvertretenden Vereinsführer Kracht-Essen geleitet. Nach einem Gedenken an die im vorigen Jahre heimgegangenen Vereinsmitglieder und die Gefallenen der siegreichen Schlachten der Jahre 1939 und 1940 trat man in die Tagesordnung ein. Der Versammlungsleiter konnte neben zahlreichen Mitgliedern aus allen Bezirken des SGV viele Ehrengäste begrüßen, so vor allem den Landeshauptmann der Provinz Westfalen, Kolbow-Münster, Landräte und Bürgermeister des bergischen und des Sauerlandes, Vertreter des Ruhrsiedlungsverbandes, des Landesfremdenverkehrsverbandes, der NSG „Kraft durch Freude" Gau Westfalen-Süd, des Bezirksbeauftragten für Natur- und Heimatschutz, Lienenkämper-Lüdenscheid und zahlreiche bekannte Persönlichkeiten aus Partei, Verwaltung und Vereinen.

Nach Verlesung eines Grußtelegramms des Führers der Deutschen Gebirgs- und Wandervereine, Dr. Werner-Breslau, erstattete Geschäftsführer Schult-Iserlohn den Geschäftsbericht. Diesem 50. Rechenschaftsbericht entnehmen wir, daß der SGV jetzt 31 797 Mitglieder zählt. Trotz des Krieges ist ein dauernder Mitgliederzugang zu verzeichnen. Den besten Werbern wurde Dank und Anerkennung durch Werbeprämien zuteil. Verschiedene Abteilungen, unter ihnen Altena und Halpe, bestanden schon 1890, also vor der Gründung des SGV, sie blicken schon in diesem Jahre auf ein 50jähriges Bestehen zurück. Die 50jährige Jubelfeier des Gesamtvereins wird nach Beendigung des Krieges in Arnsberg stattfinden. Aus dem Geschäftsbericht war weiter zu entnehmen, daß die Verbindung zwischen dem SGV und den einzelnen Abteilungen einerseits und den im Felde stehenden Mitgliedern andererseits eine sehr enge ist und immer noch weiter gepflegt wird. Die Jubiläumshauptversammlung gab der Geschäftsführung Gelegenheit, einmal allen Stellen, die ihre Arbeit so eifrig unterstützten, Dank zu sagen. Hier wurden vor allem der Westfälische Heimatbund, der Ruhrsiedlungsverband, die Heimatbehörden und die Heimatpresse erwähnt. Der Dank galt auch den Kräften, die für die im Felde stehenden Führer des SGV eingesprungen sind und die jetzt die Arbeit mit demselben Eifer und gleicher Hingabe fortführen, vielfach Frauen. Anschließend gab der Versammlungsleiter Kracht bekannt, daß der Vereinsführer Dellenbusch Geschäftsführer Schult, der seit über 20 Jahren mit aller Kraft und größtem Idealismus für den SGV tätig ist, zum Ehrenmitglied ernannte. Damit fand die auf allen Gebieten, zum Beispiel auch im Sauerlandverlag, unermüdliche Tätigkeit Schult's die gebührende Anerkennung.

Der Vereinsführer Regierungsvizepräsident Dellenbusch hatte aus Oslo einen Brief geschickt, in dem er bat, die Arbeit nicht ruhen zu lassen, sondern sie gerade jetzt mit besonderer Liebe fortzuführen und zwar auf allen Gebieten.

Die folgenden Berichte der einzelnen Ausschüsse zeigten eine rege Tätigkeit und große Erfolge auf allen Gebieten.

Ueber die Dietarbeit im SGV sprach Oberstudiendirektor Schulte-Brauks, Soest. Sie habe unter der Losung „Heimat" zu stehen und solle, besonders jetzt im Kriege, den Volksgenossen wertvolle Hilfe und Stärkung ihrer Lebenskraft vermitteln durch die geistige und seelische Verankerung in der Heimat. Helfer und Freund sein und im nationalsozialistischen Sinne alle Dinge des Lebens betrachten, das sei die schöne Aufgabe des Dietwarts.

Hauptwanderwart Dr. Poth-Menden gab den Wanderbericht für 1940, in dem er vor allem auf die Gestaltung der Wanderpläne nach den Erfordernissen der Zeit hinwies und auf die verstärkte Betreuung der Jugendlichen auf den Wanderungen, die es vor Verwilderung zu schützen gelte.

Hauptwegewart Rektor Hammer-Hagen berichtete über die Beschilderung und Wegezeichnung, die nach dem Wunsche des Vereinsführers in diesem Jahre mit besonderer Sorgfalt nachgeprüft und in Ordnung gehalten werden soll, damit zum Jubiläum alles in bester Ordnung sei.

Wanderkamerad Münker-Hilchenbach, der auf diesem Gebiet ja schon weit über die enge Heimat hinaus Bekanntes und Anerkanntes geleistet hat (zu seinem 65. Geburtstage wurde er vom Vereinsführer Dellenbusch zum Ehrenmitglied wegen dieser Verdienste ernannt), berichtete dann über Natur- und Heimatschutz. Er wußte zu den beiden Themen Heimatschutz und Naturschutz recht wertvolle Hinweise zu geben. Aus dem bis jetzt Geleisteten konnte er mitteilen, daß der SGV jetzt insgesamt 420 Morgen Naturschutzgebiet besitzt. Im vergangenen Jahre 1939 wurden sechs Gebiete mit 120 Morgen erworben. In der letzten Woche wurde noch der „Teufelsbruch" bei Brachthausen im Kreise Olpe mit 30 Morgen erworben.

Zuletzt kam dann die Finanzlage an die Reihe, die vom Berichterstatter a. D. Heidbüchel als sehr gut fundiert bezeichnet wurde. Die Entlastung der Geschäftsführung konnte daher bedenkenlos erfolgen.

Mit einem interessanten Vortrag von Professor Dr. Schombruch-Osnabrück über das Thema „Geradeaus das Ziel; nun erst recht", wurde die Jubiläums-Hauptversammlung beschlossen.

Lendringsen

zzz **81. Jahre alt.** Die Witwe Wilhelmine Kersting, geb. Platte, Lendringsen, kann bei bester geistiger und körperlicher Frische im Kreise ihrer Kinder, Enkel- und Urenkelkinder ihren 82. Geburtstag feiern. Dem allseits beliebten Geburtstagskinde wünschen wir einen noch langen Lebensabend.

zzz **Verschönerung des Straßenbildes.** Die Gärten am Bieberberg sind jetzt in ein schmuckes Blumengewand gekleidet. Und überall ist man damit beschäftigt, die Gärten durch gärtnerische Hand zu verschönern.

zzz **Der Alkohol war schuld daran.** Unterhalb der Gastwirtschaft Oberich kam ein stark angetrunkener Mann so unglücklich zu Fall, daß er sich eine Handverletzung zuzog.

Oesbern

— **Der Roggen steht in der Blüte.** Der vergangene Sonntag war so recht dazu angetan, einen Gang durch die Felder zu machen zur Besichtigung der Halm- und Hackfrüchte. Was der Winterrogen im frühen Frühjahr versprach, hat er bis heute gehalten; er steht fast ausnahmslos recht gut und wenn nicht ungünstige Witterungsverhältnisse oder Unwetter die weitere Entwicklung beeinträchtigen, dürfen wir den kommenden Zeiten mit Ruhe entgegensehen. Für jeden Bauer und Landwirt ist ein wogendes Roggenfeld das schönste Bild, das ihm in der Feldmark begegnet. Es ist dies in ganze besonderem Maße dann der Fall, wenn die Sommersaaten im Wachstum noch zurück sind und der Winterroggen weithin die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. So war es auch Sonntag wieder und mit sichtlicher Befriedigung durchschritt der Bauer seine Felder mit den vielversprechenden blühenden Roggenschlägen. Auch der Stand der Sommersaaten und Kartoffeln befriedigt durchweg, wenngleich die kurze Vegetqtionszeit noch keinen rechten Schluß auf die weitere Entwicklung zuläßt.

Fröndenberg

— **Geburtstagschronik.** In diesen Tagen vollendet Frau Witwe Maria Lueg, geb. Neuhaus, in Fröndenberg, Schröerstraße 7, ihr 88. Lebensjahr. — 86 Jahre alt wird der Invalide Leopold Schröer aus Warmen N. 57, z. Zt. im Marienhospital in Fröndenberg. — 77 Jahre alt wird der Rentner Wilhelm Runtemund in Fröndenberg, Gümbergstraße 44. — Ihr 77. Lebensjahr vollendet Frau August Pallapies, geb. Gillat, in Fröndenberg, Friedrich-Bering-Straße 9. — 75 Jahre alt wird der Rentner Heinrich Schäfer in Fröndenberg, Hermann-Löns-Straße 15. Den Geburtstagskindern auch unsern Glückwunsch!

Plettenberg. Ehrenvolle Berufung. Prof. Dr. Herbert Hesmer aus Plettenberg wurde an die Hermann-Göring-Akademie der deutschen Forstwissenschaft berufen. Die Berufung an die Hermann-Göring-Akademie stellt die größte Ehre dar, die einem Forstwissenschaftler zuteil werden kann.

Glück und Ende

der Freiherrn von Romberg aus Sundwig

Vom Bauernsohn zum Baron — Glänzender Aufstieg und tiefer Fall

Westfalen hat manchen Mann hervorgebracht der aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen, es später zu hohen Ehren gebracht hat, es sei nur erinnert an den münsterländischen Bauernsohn Sporck, der es zum österreichischen Feldmarschall und Grafen brachte. Das abenteuerliche Schicksal des Barons Theodor von Neuhoff auf Pungelscheidt bei Plettenberg, der einmal König von Korsika war und in London in bitterster Armut starb, ist allbekannt. Wenig bekannt aber ist das Schicksal der beiden Brüder Friedrich und Christian Romberg, die von Bauernjungen zu den größten Handelsherren ihrer Zeit wurden, aber gleichfalls im tiefsten Elend ihre Tage beschlossen.

In Sundwig bei Hemer, wurde der älteste der beiden Brüder, Johann Bernhard Friedrich Romberg am 5. August 1729 geboren, sein Bruder Christian zwei Jahre später. Sie waren Söhne des Hofrichters Johann Romberg, der 105 Jahre alt geworden ist. Er besaß ein Besitztum von 12 Morgen, das ihm der kinderlose Oberst von Romberg geschenkt hatte. Seine Ehefrau Katharina Elisabeth Habich stammte aus Schwerte.

Bei der genannten freiherrlichen Familie von Romberg handelt es sich um den Zweig, der ursprünglich auf Haus Massen bei Unna wohnte, dann im Mittelalter das schon 1280 erwähnte Gut Bredenole bei Hemer erwarb und nach Zerstörung dieses Rittersitzes nahebei die noch heute stehende Edelburg erwarb. Die von Rombergs erwarben noch die Güter Hedhof und Schleddenhof bei Iserlohn und Frönspert. Hier erbauten sie das noch heute stehende zum Genesungsheim der DAF. Gau Westfalen-Süd, gehörende Gutshaus; der letzte dieses Stammes starb als Oberst eines Regiments zu Frankfurt a. d. Oder kinderlos.

Doch nun zurück zu unseren Sundwigern Rombergs, die zu den von Rombergs auf Frönsberg in Beziehung standen. Friedrich und Christian waren aufgeweckte Jungens. Sie besuchten die Schule in Hemer. Mit 14 Jahren kam Friedrich in die Lehre bei dem Handelsherrn Kissing in Iserlohn, später auch Christian. Die Brüder, die von der Pike auf lernen mußten und denen auch die gröbsten Arbeiten auferlegt wurden, wuchsen zu stattlichen Burschen heran. Großkaufmann Kissing schätzte sie und nahm sie mit, wenn er nach Frankfurt zur Messe ging. Nach damaliger Sitte ritt der Handelsherr hoch zu Roß — es gab ja noch keine Eisenbahn und das Fahren mit der Post war umständlich und wahrlich kein Vergnügen. Die Burschen aber mußten zu Fuß, den Ranzen auf dem Rücken, hinter dem Reiter hertraben. So lernten sie Land und Leute kennen auf der Reise durch das Sauer- und Hessenland. Wie staunten sie, als sie zum erstenmal die Reichsstadt am Main betraten! Sie, die bisher nur ihr kleines Dörfchen und die märkische Industriestadt Iserlohn kannten! Sie hielten die Augen offen, vermehrten ihre Kenntnisse bei den Messebesuchen und kehrten ihrer Heimatstadt dann den Rücken, um eine Anstellung in der Schülingschen Kattunfabrik in Augsburg zu finden. Zu der Zeit war Augsburg ein reger Handelsplatz. Die beiden Rombergs sparten, arbeiteten, knüpften Beziehungen an und siedelten, im Besitze eines kleinen Kapitals, nach Brüssel über, woselbst sie sich selbstständig machten. Gestützt auf ihre Erfahrungen, von Unternehmungsgeist beseelt, gedieh ihr Geschäft. Wo sich Gelegenheit bot, die Situation kaufmännisch auszunutzen, geschah es mit Ueberlegung und Weitblick. Wohlhabend geworden, beteiligten sie sich auch am Seehandel. Zweiggeschäfte wurden in den meisten europäischen Ländern und in Amerika errichtet. Der Handel blühte. In Brügge und in Ostende war ihre aus 60 Schiffen bestehende Kauffahrteiflotte beheimatet, die alle Meere befuhr und aus den fernsten Zonen Waren herbeischaffte, die den Reichtum des Hauses mehrten. Das Vermögen der Brüder wurde auf 24 Millionen Francs geschätzt, damals ein Riesenvermögen. Immer höher stieg das Ansehen des Handelshauses. das auch einen großen Plantagenbesitz auf der Insel San Domingo und Gerechtsame in anderen Kolonien hatte.

Kaiser Joseph II. schätzte die beiden Brüder sehr und als er einmal Brüssel besuchte, empfing er sie, denen er den Freiherrntitel verliehen hatte, äußerst liebenswürdig. Er nahm Friedrich in den Arm und das Hofgefolge schritt hinterher. Später traf der Kaiser, als er dem französische König in Paris einen Besuch machte, Friedrich Romberg dort. Er lud ihn ein und stellte ihn seiner Schwester, der französischen Königin vor mit den Worten: „Hier habe ich das Vergnügen, Ew. Majestät den größten Kaufmann in meinem Staate vorzustellen".

Als der jüngere Bruder Christian unvermählt starb, war Friedrich alleiniger Inhaber des größten Handelshauses im damaligen Deutschen Reiche. Er erwarb die Grafschaft Machery bei Brüssel, um seinen Adel zu untermauern. Christian hatte allen seinen näheren und entfernteren Verwandten je 2000 Kronen vermacht. Friedrich war verheiratet mit einer Tochter des Patriziers Huyssen in Essen, aus der Ehe gingen mehrere Kinder hervor, die jedoch alle vor dem Vater starben, der jüngste Sohn, der die großen Plantagen auf San Domingo verwaltete, wurde bei einem Aufstand der Neger getötet. Der dortige Besitz, der einen Wert von 900 000 Dukaten hatte, ging verloren.

Von nun an ging es bergab mit dem stolzen Handelshause. In Frankreich brach die große Revolution aus, der König wurde samt der Königin enthauptet, französische Sansculotten drangen in Belgien ein. Allein durch die französische Revolution verlor Friedrich von Romberg 8 Millions Frcs. Spekulationen, die er unternahm, schlugen fehl, das Riesenvermögen schmolz dahin. In sehr bescheidenen Verhältnissen verbrachte er seinen Lebensabend in Brüssel, wo er 1819 starb, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Mit ihm starb der Seitenzweig der von Rombergs aus.

Es spricht für die Anhänglichkeit der beiden Brüder an ihre sauerländische Heimat, daß sie ihrer in ihren Glanztagen nicht vergaßen. Als das Schuldorf Hemer im Jahre 1779 durch eine Feuersbrunst fast ganz zerstört wurde, schickten sie zum Wiederaufbau 10 000 Krontaler und dazu den stattlichen Erlös einer Sammlung, die sie in Brüssel veranstaltet hatten. Ihrem alten Lehrer aber, der durch den Brand geschädigt war, ließen sie 100 Pistolen zukommen und minderen Geschädigten spendeten sie noch Sonderhilfen oder Pensionen. Als ihr Vater hundert Jahre alt wurde, veranstalteten sie in Sundwig, das er nicht verlassen wollte, ein großes Fest. Sie überließen ihm einen Diener und sorgten, daß er die beste Pflege genoß. Mancher alte Schulkamerad durfte sich des kameradschaftlichen Beistandes der beiden so hoch gestiegenen Brüder erfreuen, bis das Schicksal anders entschied.

Glück und Unglück, beides hat Friedrich von Romberg in überreichem Maße erfahren. seinem Bruder Christian blieb die Schicksalswende erspart, da er vorher starb. Friedrich aber erfuhr, wie wandelbar das Glück sein kann.

So wenig ihn aber das Glück stolz gemacht hatte, so wenig vermochte das Unglück ihn zu beugen. Er war ein echter Westfale, standhaft in guten wie in bösen Tagen. Sein Andenken soll nicht vergessen werden.

A. Peddinghaus.

Westfalen und Rheinland

Der Johannistag in der Eifel

Von den mannigfachen Bräuchen, die das rheinische Volk vor vielen Jahrhunderten um den Johannistag, die Sonnenwende, erfindungsreich und aus germanischem Mythos schöpfend gerankt hat, blieben in der Eifel noch manche erhalten. Sie konnten sich dort länger als anderswo behaupten, weil die Eifel länger als die Gegenden am Stromufer der Väter Art und Sitte unverfälscht bewahrten. Johannisfeuer loderten vor diesem Kriegsjahr in allen Eifeldörfern auf. Jugend tanzte fröhlich um die Flamme, indes die Alten mit glückglänzenden Augen und eigener Jugenderinnerung nachhängend in das Feuer hineinblickten. Oft wurde das Feuer auch nur übersprungen. Wem der Mut zu diesem Sprung fehlte, war ein Hasenfuß; er durfte nicht dabei sein, wenn die Dorfjungen von Haus zu Haus zogen, um Eier zu betteln, zu „heischen". Das Stroh und Reisig zum Johannisfeuer wurde von der Jugend, einen singenden Vers auf den Lippen, freudig zusammengeholt. Dabei trugen die Dauner eine Strohpuppe dem Zuge voran und sangen vor den Haustüren:

Strüh, Strüh, Schanzen,
Mur Owend jin mer danzen.
Jet os jet ze steiern
us de ale Scheiern!

Eine geheimnisvolle Zauberkraft sprach und spricht man heute noch dem Johanniskraut zu. Es soll Unheil von Haus und Hof fernhalten. Mädchen flechten das Johanniskraut (Kamillen und Donnerkraut, oder auch weiße Wucherblumen und Windröschen) zu einem Kranz und werfen ihn geschickt auf die Dächer von Haus, Stall und Scheune. Wrede, der gründliche Kenner Eifeler Volkstums, berichtet aus Niederehe: Das Stück Vieh, das am Johannismorgen zuletzt zur Herde kam, wurde nachmittags auf der Weide von den Mädchen des Dorfes am Halse und Leibe mit Blumen umwunden; auch setzte man ihm einen Blumenstrauß auf den Kopf. Bei der Rückkunft am Abend wurde die so „geblümte" Kuh durch den Ort geführt und von alt und jung mit Gelächter und Jauchzen empfangen. Das Kuhmädchen, das die Verspätung verschuldete, wurde das ganze Jahr über geneckt . . .

Der Johannistag ist ein Freudentag in der Eifel. Die Höhe des Jahres, die Höhe der Arbeit ist erreicht. Ueppig steht die Saat in den Fluren. Durch die hohen Halme der Getreideäcker geht der Sommerwind, Lieder der Hütejungen klingen von Talwand zu Talwand und über die Höhen. Aus den Baumkronen der Hausgärten leuchtet das sich rundende Obst. Da ist es nicht verwunderlich, daß der Johannistag in der Eifel bis heute Lostag geblieben ist.

Zwei Brüder in einem Jahr auf gleiche Weise verunglückt

Bersenbrück. Ein tragischer Unfall trug sich in Fürstenau zu, der um so bemerkenswerter ist, als an der gleichen Stelle und auf die gleiche Weise ein Bruder des Verunglückten vor etwa einem Jahr getötet wurde. Als auf der Lingener Straße der Schüler H. Fleddermann, hinter einem Wagen herkommend, die Straße überqueren wollte, wurde er von einem Kraftwagen erfaßt und zog sich einen Schädelbruch zu. Im Krankenhaus ist er seinen Verletzungen kurz darauf erlegen. An der gleichen Stelle verunglückte etwa ein Jahr vorher sein Bruder unter denselben Umständen.

Der Tod am Grabe

Solingen. Ein tragischer Vorfall spielte sich am Sonntag auf dem Gräfrather Kommunalfriedhof ab. Dort hatte eine ältere Frau beim Friedhofsgärtner Blumen für die Gräber ihrer Angehörigen gekauft. Als der Gärtner später einen Rundgang über den Friedhof machte, fand er die Frau auf einer Bank am Grabe ihrer Familie tot auf. Ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gesetzt.

Mutiger Lebensretter

Kleve. Beim unbedachten Spiel fiel das Töchterchen der Familie Jakob Menting aus Brionen in das Wasser des Spoykanals, wo es sofort unterging und zu ertrinken drohte. Kurz entschlossen sprang der zufällig des Weges kommende Ernst Lamers aus Kleve dem Kind nach, das er auch durch sein mutiges Eingreifen vor dem sicheren Tode des Ertrinkens zu retten vermochte.

Schulkinder helfen beim Flachsbau

Flachshaar im Flachsfeld — Der Flachsanbau marschiert

Ehe der blaue Dunst guter westfälischer Zigarren das Ravensberger Ländchen im Reich bekannt machte, sorgte nicht minder dafür die blaue Farbe blühender Flachsfelder. Ravensberg war ehedem das Leinenländchen und ein gut Teil der Aecker blieb dem Flachs vorbehalten. Die Gründe, warum die blaue Farbe der Blüte dem blauen Dunst des Tabaks weichen mußte, sind zu bekannt, als daß sie hier noch einmal vollzählig angeführt werden müßten. Als die Spindeln in den Fabriken, die Räder in den großen Werkhallen das Klappern der Flachsbrechen, das Espeln an den Hecheln und das Schnurren der Spinnräder übertönten, sank der Flachsanbau im Ravensberger Land zu immer größerer Bedeutungslosigkeit herab.

Wir wissen aus alten Quellen, daß bereits im 12. und 13. Jahrhundert ravensbergische Bauern Flachs anbauten. Wie in vielen Dingen des bäuerlich-häuslichen Lebens beschränkte man sich ehedem auf eine reine Selbstversorgung. Später, mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts, bekam die Flachsverarbeitung eine handwerkliche ja sogar industrielle Note. Man produzierte zunächst in einem nur ganz bescheidenen Umfang für eine „Ausfuhr". Später gesellte sich ein umfangreicher Handel dazu, der das Ravensberger Linnen in die ganze Welt verhandelte. Es ist bekannt, wie sehr der Große Kurfürst durch staatliche Zuschüsse und Einrichtungen Umfang der Produktion und Qualität des Leinens des Spinn- und Linnenländchens zu fördern suchte. Es sei nur an die Leggen erinnert.

Das neue Deutschland, hineingestellt in große Aufgaben, entsann sich des bedeutungsvollen Flachsanbaues früherer Jahrhunderte und förderte mit allen Mitteln die Flachserzeugung. Inzwischen sind Flachsrösten zu bedeutsamen Mittelpunkten geworden, eine gesunde Preisgestaltung, die Form der Anbauverträge haben in kurzer Zeit bereits zu erstaunlichen Erfolgen geführt. Ravensberg hat wieder seine ausgedehnten blauen Flachsfelder, die eine erfreuliche Bereicherung in das Landschaftsbild tragen. Wenn man überschlägt, daß im Durchschnitt der Morgen 22 Zentner Strohflachs bringt und 5 Zentner Leinsamen, dann kann man in etwa ermessen, welche Mengen wichtigen Faserstoffes der deutschen Wirtschaft, namentlich jetzt in der Zeit des Krieges, zugeführt werden können.

Kluge Voraussicht hat also den Flachsanbau frühzeitig vorwärtsgetrieben, überall hat man um den „100. Tag des Jahres" oder um Maianfang den Flachs gesät. Der Volksmund fordert für diese Arbeit zunehmenden Mond, damit die Stengel recht lang und die Fasern gut werden. Beim Flachssäen hat der Mann eine ungerissene Hose anzuziehen, damit das Unkraut nicht in die Saat kommt. Die junge Generation hat noch das Glück gehabt, sich bei den Alten, die selbst noch an der „Spinnstube" teilgenommen haben, erkundigen zu können. Mit dem Anbau des Flachses, mit Spinnen und Weben ist eine ganze Wissenschaft verbunden, und wenn schon gleich den neuen Anfängen schöne Erfolge beschieden waren, so lag das nicht zuletzt an den goldenen Regeln, die von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden sind.

Eine alte Weisheit sagt, daß der Flachs tausend Hände braucht! Leider ist es ja mit den Händen nicht allzu gut bestellt, da der Schicksalskampf des Volkes manchen zu den Waffen rief. Nun hat sich in diesen Tagen, da der Flachs vom Unkraut zu befreien ist, die Schuljugend mit viel Freude und Unternehmungslust dem Bauern zur Verfügung gestellt. Ueberall sieht man jetzt die flachshaarige westfälische Jugend im grünen Feld unter der Anleitung Erwachsener jäten, um die Größe der Ernte und die Güte des Flachses sicherzustellen.

Vom Sauerländischen Gebirgsverein

Hagen i. W. Der Sauerländische Gebirgsverein hielt am Sonntag in Hagen seine 50. Hauptversammlung ab. Der starke Besuch aus allen Bezirken des Sauerlandes, des Siegerlandes, Wittgensteins und des Bergischen Landes legte Zeugnis davon ab, daß der Verein auch in der Kriegszeit mit der freudigen und tatkräftigen Mitarbeit seiner Unterabteilungen rechnen kann. An Stelle des verhinderten Vereinsführers, Vizepräsidenten der Rheinprovinz, Dellenbusch, der aus Oslo herzliche Grüße übermittelte, leitete der älteste Wanderkamerad Kracht die Tagung. Mit einem Gedenken an die gewaltigen Ereignisse unserer Zeit verband er eine Ehrung der Toten und Gefallenen.

Der Führerrat und die Ausschüsse berichteten sodann über ihre Tätigkeit im abgelaufenen und über die Aufgaben im kommenden Wanderjahr. Aus ihren Berichten ist zu erwähnen, daß die Jubelfeier zum 50jährigen Bestehen des SGV bis nach dem siegreichen Abschluß des Krieges verlegt wurde. Eine von der Versammlung mit starkem Beifall aufgenommene besondere Ehrung wurde dem Geschäftsführer Schulz-Iserlohn zuteil, der seit 20 Jahren in dieser Eigenschaft tätig ist und sich in dieser Zeit um den Aufschwung des SGV außerordentliche Verdienste erworben hat. Seitens der Vereinsführung wurde ihm die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

10 000 Kurgäste in Bad Salzuflen

Bad Salzuflen. Am 15. Juni, und damit kaum acht Tage später als im vergangenen Jahre, konnte das große nordwestdeutsche Heilbad Salzuflen seinen 10 000. Kurgast begrüßen. Auch das ist ein Zeichen für die Stabilität des deutschen Fremdenverkehrs und für die vertrauensfeste Haltung der Heimat.

Staatsbeihilfe für Kirchenfenster

Münster. Der Reichsminister der kirchlichen Angelegenheiten hat auf Antrag des Regierungspräsidenten zu den Kosten der Instandsetzung der Glasfenster der evangelischen Kirche in Gemen, Kreis Borken, der Kirchengemeinde eine Staatsbeihilfe bewilligt, wodurch es ermöglicht wird, die Instandsetzungsarbeiten im wünschenswerten Umfange durchzuführen.

Immer weiter nach Süden!

Deutsche Kolonnen jagen den weichenden Feind

(PK.) Von Kriegsberichter Mittelmann.

Da drüben am Horizont eine dichte Rauchwolke. Seit vielen Stunden marschieren auf dieser Straße nun schon die Kolonnen unserer Kameraden nach Paris hinein! Wir drängen weiter nach Süden, treiben einen Keil zwischen Maginotlinie und die französischen Heeresteile, die es unternehmen wollten, sich im Operationsgebiet zu konzentrieren. Die Nachricht vom Einmarsch deutscher Truppen in die französische Hauptstadt hat auf jeden einzelnen Poilu, ganz gleich wo er steht, wie ein heftiger Keulenschlag gewirkt. Schon seit Tagen hatten es Frankreichs Soldaten gefürchtet und gehofft. Einmal, weil es die Niederlage des französischen Volkes in diesem Kriege zu besiegeln schien, zum anderen Male, weil es jedem einzelnen das Kriegsende näher bringen würde.

Auf den Vormarschstraßen überall das gleiche Bild. Tag und Nacht jagen deutsche Kolonnen vorwärts. An der Spitze Schnelle Truppen, gefolgt von Infanterie im Laufschritt, rollende Artillerie, die Kanoniere abgesessen, die eine Hand am Geschütz, mit der anderen das Gewehr festhaltend. Keine körperlichen Strapazen können den Siegeswillen und die Einsatzbereitschaft unserer Männer hemmen. 70, 80 Kilometer und mehr! Dreckverkrustet die Gesichter, staubbedeckt die Fahrzeuge. Und aus all diesem Geratter helles Soldatenlachen. Es ist alles einfach unfaßbar!

Das ist die eine Seite der Straße, die nach Frankreich hineinführt. Auf der anderen endlose Kolonnen von Gefangenen, Tausende und Abertausende. Auf Pferdefuhrwerken, auf Fahrrädern und Maultieren kommen sie an. Und dann wieder ganze Kompanien und Regimenter zu Fuß, an der Spitze die Offiziere. Ein geschlagener Heerhaufen! Herkulesgestalten von Senegalnegern, rotbemützte Zuaven und dazwischen weiße Franzosen. Ein jeder von ihnen weiß und spricht es oft aus: Dieser Weg in die Gefangenschaft wäre ihnen erspart geblieben, hätte sie nicht eine verbrecherische Regierung in den Krieg gejagt. Im Straßengraben sitzt ein französischer Oberst. Wir treten zu ihm. Er kann die Formen dieses Schicksals noch immer nicht begreifen. Gestern abend war es. Er saß mit seinem Stabe in einem Schloß hier ganz in der Nähe beim Abendessen. „Drei Tage waren wir hin und her marschiert, immer wieder waren deutsche Panzer gemeldet. Da zogen wir uns in den großen Wald zurück, weil wir ihn für panzersicher hielten. Und dann kamen die Abendstunden. Wir hörten gerade die Nachrichten, als die Tür aufging und ein deutscher Panzeroffizier mit zwei Mann hereintrat. Wir mußten uns ergeben. Es blieb uns nichts weiter übrig . . ."

Wir heben den Oberst auf einen Wagen, dann rollt er davon als einer in der Millionenzahl von Kriegsgefangenen. Seine Worte aber klingen noch in unseren Ohren: „. . . weil wir uns dort panzersicher fühlten!" Eine schöne Anerkennung für unsere Panzermänner.

Weiter und weiter geht dieser Vormarsch. Kilometer um Kilometer. Rechts der Straße ein großer Flugplatz. Halle reiht sich neben Halle. Ein Bild voll tiefsten Friedens. Der Windsack bläht, man möchte glauben, daß hier jeden Augenblick eine Maschine starten oder landen müßte. Es ist nicht so. Wohl stehen noch 33 französische Flugzeuge startbereit, Bomben, Jäger und Aufklärer! Aber sie fliegen nicht mehr gegen Deutschland. Deutsche Panzer brachen in den Flugplatz ein. Nicht eine der Maschinen konnte flüchten. 33 wertvolle Kampfflugzeuge. Dazu wichtiges Material, die gesamte Besatzung fielen in die Hand unserer Panzer. Ein kleines Schild an einer Holztür ist Zeugnis von einer neuen soldatischen Glanztat unserer Panzermänner. Darauf steht zu lesen: Beschlagnahmt durch den Generalluftzeugmeister für das RLM., gez. Unterschrift.

Das ist Soldatengeist!

(PK.) Von Kriegsberichter K. G. v. Stakkelberg. Jeder Tag, jede Stunde hier im Westen, in diesem gewaltigen Geschehen auf riesenhafter Front, bringt Taten, die groß genug sind, um später in den Schulbüchern der Jugend zu stehen. Von Einzelheiten zu berichten, heißt ohnehin nur Episoden zu schildern, heißt, kleine Lichtpunkte im großen leuchtenden Gemälde hervorzuheben.

Da ist ein Unteroffizier, der für seine Tat das Ritterkreuz bekam. Er vollbrachte nicht mehr und nicht weniger, als daß er am hellen Vormittag über die Maas schwamm, obgleich das andere Ufer vom Feinde besetzt und mit MG. gespickt war, von drüben ein Boot holte, damit Waffen wieder zurück über den Fluß transportierte und dann hintereinander mit sechs Mann 17 feindliche Bunker, einen nach dem anderen, aushob und ausräucherte. Man braucht zu dieser Tat kein Wort hinzuzusetzen. Man muß sich nur vorstellen, was es heißt, über einen Fluß zu schwimmen, der etwa 80 Meter breit ist, und dessen anderes Ufer mit feindlichen Bunkern, Maschinengewehren und Scharfschützen besetzt ist.

Da ist der Feldwebel eines Pionierbataillons, das zu einer Panzerdivision gehört. Die Panzer stürmen auf Boulogne. Die Pioniere waren mit der Spitze an der Stadt. Allen voran stürmte der Feldwebel, eine Sturmleiter auf dem Rücken und einen Mann mit einem Maschinengewehr als Begleiter, auf die Zitadelle der Stadt zu. Die Zitadelle ist ein altes Mauerwerk, dessen helle Wände sich etwa haushoch emporrecken. Im toten Winkel der Mauer setzt der Feldwebel seine Sturmleiter dort an, wo eine kleine Bresche durch Beschuß in die Zitadelle geschlagen war. Der Feldwebel erklärte die 300 Mann starke französische Besatzung für gefangen. Sie hatte sich auch wirklich bereits ergeben, als von einem Baum herab ein Franzose dem Feldwebel in den Rücken sprang und ihn übermannte. Man schleppte den Deutschen vor den Kommandanten. Dieser wollte ihn erschießen lassen. „Hinter mir kommen 1000 deutsche Panzer. Wenn mir ein Haar gekrümmt wird, dann sind alle erledigt!" sagte sehr ruhig der Feldwebel, und darauf kapitulierte die Zitadelle von Boulogne mit ihrem Kommandanten und 300 Mann.

Ein Panzerleutnant sollte für seinen Kommandierenden General Quartier machen. Er kam in ein Schloß, das die vordersten Panzer gerade erreicht hatten. Es schien ihm für den Gefechtsstand günstig zu liegen, weil es so weit vorne war, denn unsere Panzer rückten ja mit einem wilden Tempo vor. Als der Leutnant in den Eßraum des Schlosses trat, traf er dort auf eine gut gedeckte Tafel, an der ein französischer General und drei Generalstabsoffiziere saßen. „Ah" winkte der General sehr freundlich ihm zu, als der Leutnant verdutzt in der Tür stehen blieb, „Voila les Hollandais!" — „Nix Hollandais", antwortete schnell gefaßt der deutsche Leutnant, „wir sind Deutsche, und ich erkläre hiermit die Herren als Gefangene!"

Der gleiche General eines Panzerkorps, für den hier der Offizier Quartier machte, begegnet eines Tages seiner vordersten Aufklärung, die vorrückte, während er selbst von vorne zurückkam. „Fahrt zu, hier kommt ihr vorwärts, wie die Natur geschaffen ist. Die 20 Kilometer voraus habe ich selbst schon aufgeklärt — da ist kein Feind zu sehen!" rief er ihnen zu und brauste vorbei.

Das sind einige Taten, wie sie täglich hier vollbracht werden, von Schützen, Offizieren, von Generälen. Man macht keine großen Worte davon, und wenn man sie nicht gerade selbst erlebt, dann hört man sie so nebenbei und bestimmt nicht von denen, die sie selbst vollbrachten, denn über sich selbst spricht man nicht! Die Taten der einzelnen, der Einsatz eines jeden, das Heldentum von Millionen einzelnen vereinigt sich zu dem großen gewaltigen Bild des Erfolges, vor dem die Welt steht. Die Millionenzahl deutscher Soldaten, eingesetzt von ihrem großen Führer, der das Ziel bestimmt, garantiert der Heimat den Sieg und Deutschland die Zukunft.

Steuerzahlen — ein Vergnügen. Die Zentral-Steuerbehörden in Washington haben in den letzten Jahren sehr oft eine merkwürdige Feststellung machen müssen. Personen, von denen man es wirklich nicht erwartet hätte, bezahlten viel zu viel Steuern. Später reichten sie dann allerdings eine Reklamation ein und bemerkten, sie hätten zu viel Steuern bezahlt. Die Steuerbehörde war, wenn die Sache stimmte, immer verpflichtet, nicht nur den zu viel bezahlten Betrag zurückzugeben, sondern außerdem auch noch 6 Prozent Zinsen auf das Kapital auszuschütten. Nun kam es vor, daß Leute Tausende von Dollars zu viel einbezahlten und nachher das Kapital und die entsprechenden Zinsen zurückforderten. Ein smartes Geschäft! Denn: heute bezahlt kein Bankhaus, keine staatliche oder private Institution einen Satz von 6 Prozent Zinsen. Darum hatten also jene übereifrigen Steuerzahler ein Mehrfaches ihrer Steuern bezahlt, da sie mit dieser Kapitalsanlage beim Steueramt einen großen Gewinn hatten, indem sie mindestens die doppelten Zinsen ernteten, die sie auf regulärem Wege bekommen hätten. Aber man ist ihnen auf die Schliche gekommen.

Nach altem Indianer-Rezept. Die mexikanische Polizei hatte vor einigen Jahren schon mit Experimenten begonnen, durch die Einflößung gewisser narkotischer Mittel Verbrecher zu einem Geständnis zu zwingen. Es handelt sich um ein Präparat, das eine Art Trance-Zustand herbeiführt. In diesem Zustand beantwortet dann ein Verbrecher angeblich alle an ihn gerichteten Fragen richtig. Nachdem aber durch Aerzte festgestellt wurde, daß unter dem Einfluß dieses Giftes auch Suggestiv-Fragen gestellt und beantwortet werden könnten, entschloß man sich, von dem Narkotikum Abstand zu nehmen und statt dessen die sogenannte Schlangenpflanze beim Verhör zu benutzen. Diese Schlangenpflanze wurde schon vor Jahrhunderten von den Indianern zur Aufklärung von Diebstählen usw. angewandt. Mit ihrer Hilfe entwickelt sich eine Art Traumzustand. Beim Abklingen des Traumzustandes lassen sich dann aus den Schlummernden durch besondere Methoden richtige Antworten herausholen.

Am Hauptverbandsplatz

Chirurgen unter dem Roten Kreuz

(PK.) Von Kriegsberichter Hans Georg Rahm. Noch brennen die Trümmer des Ortes. Die Franzosen hatten das Dorf zu einem Widerstandsnest erster Ordnung ausgebaut. Aber auch die tückischsten Befestigungen und der Mut der Verzweiflung haben den Poilu nicht gehalten; gegen die Waffen unserer Panzer und Pioniere, gegen das Draufgängertum unserer Infanterie waren sie am Ende doch machtlos. Die Front ist schon wieder auf dem Marsch. Das einzige größere Haus, das vom Artilleriefeuer hier verschont blieb, steht nun unter dem Zeichen des Roten Kreuzes. In langer Reihe warten Munitionsfahrzeuge, Feldküchen und Trainkolonnen, bis die schmale, von Granattrichtern aufgerissene Straße wieder frei wird. Der Posten der Feldpolizei am Dorfeingang hat sie abgestoppt. Denn von vorn kommt eben eine Kolonne angebraust, die keinen Aufschub gebrauchen kann: Sanitätsautos, die weiße Flagge mit dem roten Kreuz flattert im Fahrtwind. Ernste Blicke streifen die Milchglasfenster, hinter denen so mancher Kamerad mit seinen Schmerzen liegt. Wo eben noch Witze gerissen wurden, ist es auf einmal still geworden. Die Sanitätskraftwagen biegen von der Straße ab in einen Park hinein. Richtungsweiser an den Bäumen zeigen zum Hauptverbandplatz. Dann halten die ersten beiden vor der Freitreppe des Gutshauses.

Noch keine zwei Stunden sind vergangen, seit die Sanitätskompanie eingerückt ist. Die chirurgische Station muß als erste fertig sein. Zwei Operationstische und das nötige Gerät sind im Handumdrehen aufgebaut. Ein Scheinwerfer und ein Spiegel, an einer langen Schnur sinnvoll über den Tischen aufgehängt, ersetzen hier draußen das optische Zubehör des Operationssaales. Die beiden Krankenträger des ersten Sanitätswagens setzen die Bahre behutsam ab, mit blutverschmiertem Waffenrock liegt ein Infanterist auf der Zeltbahn. Er kommt als der schwerste Fall zuerst an die Reihe. Ueber Namen und Truppenteil gibt das Soldbuch Auskunft. Der Kamerad kann nicht antworten, nur seine Augen sprechen von Fieber und großen Schmerzen. Dann schließt sich hinter ihm die Tür des Operationszimmers. Sonst ist alles wie in einer Klinik in Deutschland. Es riecht nach Aether und Karbol in dem peinlich sauberen und kühlen Raum. Gedämpft fallen die Worte der Aerzte. Sanitäter reichen die sterilen Instrumente. Mit sicherer Hand führt der Arzt das helfende Messer. Der Schütze stöhnt manchmal leise auf. Tapfer erträgt er seine Schmerzen. Ein neuer Verband wird angelegt. Dann ist es überstanden. Eine schmerzstillende Spritze noch, und der Verwundete wird wieder auf die Trage gelegt. Der Wundzettel wird ihm umgehängt. Ein roter Streifen auf der linken Seite bedeutet „transportfähig". Die Krankenträger bringen ihn wieder ins Auto. Die Aerzte an den beiden Operationstischen arbeiten nun schon seit Stunden. Kaum reicht es einmal zu einer Pause. Immer neue Tragen warten, immer neue Wunden verlangen den Arzt.

Im Operationszimmer klirren die Fenster. Die Wände zittern. Ein Feuerüberfall liegt auf der Vormarschstraße. Aerzte und Sanitäter fahren in ihrer Arbeit fort, als hörten sie nichts vom Donnern der Einschläge. Sie denken nicht an sich. Ihre Arbeit gilt den Kameraden, gilt Menschenleben.

Was kostet ein Goldfisch?

Humoreske von Jo Hanns Rösler

Pauline stand lange vor dem Aquarium. Dann schüttelte sie den Kopf. „Fetter wird er auch nicht!“

„Wer wird nicht fetter?“ — „Dein Goldfisch, Paul!“

Paul faltete die Zeitung zusammen. Er wußte, jetzt war Schluß mit dem ungestörten Lesen. „Warum soll er denn fett werden, Pauline?“ fragte er.

„Wenn man bedenkt, was alles in ihn hineingefüttert wird!“

Paul lächelte: „Mein liebes, gutes Kind! Wenn man danach gehen würde, wärest du rund wie ein Tönnchen!“

„Soll das etwa heißen?“ fuhr Pauline in die Höhe.

„Nein, nein, ich freue mich ja, wenn es dir schmeckt. Nur finde ich es nicht nett von dir, dem armen Goldfisch seine paar Ameiseneier vorzurechnen. Schließlich hat er ja sonst nichts vom Leben.“

„Und was habe ich?“

Männer sind manchmal langsam von Begriff. „Wieso?“ fragte Paul daher.

„Was ich vom Leben habe, möchte ich wissen?“

„Mein Gott! Du gehst ins Kino, hörst Radio —“

„Das hört er auch.“ — „Wer?“ — „Der Goldfisch.“

Paul tat, als hätte er nichts vernommen. „Du hast eine Freundin“, fuhr er fort.

„Bitte, kauf ihm doch auch eine! Damit es noch mehr kostet! Zwei Fische fressen mehr als einer!“

„Aber ein Goldfisch kostet nichts, Pauline!“

„Wenn du einmal alles zusammenrechnen möchtest —“

„Ich habe es einmal zusammengerechnet“, gestand Paul. „Bis heute — also in genau vier Jahren — hat uns der Goldfisch drei Mark und zweiundachtzig Pfennig gekostet.“

„Sind auch die Semmelbrösel dabei?“ fragte Pauline.

„Welche Semmelbrösel? Ich füttere doch den Goldfisch nicht mit Semmelbrösel?“

„Du nicht. Aber ich.“

Paul warf überrascht die Arme in die Höhe. „Du fütterst meinen Goldfisch mit Semmelbrösel? Vielleicht gar noch mit Butter und Honig beschmiert? Und ich Narr habe dir bisher verschwiegen, daß — kennst du den Goldfisch, der dort herumschwimmt, Pauline?“

„Natürlich kenne ich ihn. Das ist unser alter Goldfisch, Bellami.“

„Meinst du? Seit wann kennst du ihn?“

„Seit vier Jahren“, antwortete Pauline, „seitdem du ihn eines Tages heimbrachtest und ich hinterher die ganze Stube aufwischen konnte.“

Jetzt genoß Paul seine Ueberraschung. „Hier irrt Pauline!“ sagte er, „erstens kennst du ihn nicht vier Jahre, du kennst ihn erst seit gestern. Zweitens ist das nicht Bellami, denn Bellami ist seit drei Jahren tot —“

Pauline schüttelte den Kopf: „Aber ich sehe ihn doch jeden Morgen!“

„Du siehst, was du siehst? Aber was ich sehe, ist, daß jede Woche ein toter Goldfisch im Aquarium herumschwimmt und daß ich ihn seit drei Jahren heimlich herausholte und ebenso heimlich einen neuen Fisch hineingebe! Hast du eine Ahnung, wie schwierig es ist, immer wieder einen Goldfisch in der gleichen Größe aufzutreiben? Machst du dir einen Begriff, wie schwer es ist, zur Tür hereinzukommen und heimlich ein Goldfischglas unter der Jacke zu tragen, während du mich umarmst?“

Pauline kam aus dem Staunen nicht heraus. „Und ich habe es nicht gemerkt!“ rief sie.

„Nein. Aber ich habe es gemerkt. Immer hatte ich die ganze Hose voll Wasser und das Hemd pitschnaß! Aber das Schlimmste kommt erst noch: Wohin mit dem toten Fisch? Im Zimmer haben wir Zentralheizung, in den Küchenherd konnte ich ihn nicht werfen, da standest du. Einmal warf ich ihn ins Bad; er verstopfte den Abfluß. In den Abort ihn zu werfen, erschien mir pietätlos. So lief ich oft viele Stunden mit dem toten Goldfisch in der Tasche herum und suchte ihn loszuwerden. — Alles tat ich, um dir den Schmerz zu ersparen, weil ich glaubte, du hängst an dem Goldfisch! Aber du mordest ihn, indem du ihn mit Semmelbrösel fütterteste!“

Pauline war dem Weinen nahe. „Er tat mir doch so leid, Paul!“ — „Leid? Warum?“

„Auch ich fand nämlich jede Woche einen toten Goldfisch im Aquarium“, gestand Pauline, „ich glaubte, er wäre verhungert. Auch ich kaufte jede Woche heimlich einen neuen Goldfisch, auch ich suchte tausend Verstecke, weil auch ich dir den Schmerz, Bellami zu verlieren, ersparen wollte.“

Paul war sichtlich gerührt. Aber der Mann in ihm ließ sich nicht überwinden, recht zu behalten, wenn er einmal recht hatte. „Und deswegen hast du ihn mit Semmelbrösel gefüttert?“ spottete er.

Sie nickte. „Frühstücke du einmal jeden Morgen allein! Dann wirst du sehen, wie es tut, wenn einer dir immer mit offenem Munde zusieht, als wollte er sagen: Und ich? Bekomme ich gar nichts?“

„Er bekommt doch jeden Tag seine Ameiseneier!“

„Semmelbrösel sind billiger“, beharrte Pauline.

„Ameiseneier kosten auch nicht die Welt! In vier Jahren hat der Goldfisch nur für drei Mark und zweiundachtzig verzehrt.“

„Plus Semmelbrösel!“

Mit einer Hausfrau soll man nicht über Hauswirtschaftliches streiten. Paul gab nach. Er sagte: „Also gut — rechnen wir noch für siebzig Pfennig Semmelbrösel dazu, dann kostet uns die Fütterung des Goldfisches genau vier Mark und zweiundfünfzig Pfennig — da ist aber auch alles dabei! Auch dein Geburtstagsgeschenk, Pauline.“

„Welches Geburtstagsgeschenk?“

„Du hast mir doch vor zwei Jahren zum Geburtstag für fünfzehn Pfennig Ameiseneier geschenkt.“

Pauline war sich ihrer Wohltat bewußt. „Für fünfzehn Pfennig Eier und das Aquarium“, betonte sie.

Jetzt ärgerte sich wieder Paul. „So kannst du das nicht rechnen, Pauline“, sagte er, „das war doch kein Aquarium, sondern ein einfaches Einkochglas.“

„Genügt das etwa nicht?“

„Natürlich genügt es. Aber wenn du mir ein Einmachglas überläßt, weil dir dazu der Deckel fehlt und es oben am Rand eine Lippe hat, es also füglich zum Einkochen nicht mehr zu verwenden ist, kannst du es mir doch nicht gut als Geburtstagsgeschenk anrechnen, nicht wahr?“

So schnell hatte Pauline selten ihre Antwort gewußt. „Aber du kannst mir die umgearbeitete Pelzboa als Geburtstagsgeschenk anrechnen, nicht wahr?“ fragte sie.

Paul begann im Zimmer hin und her zu laufen. „Natürlich rechne ich das! Die Umarbeitung hat acht Mark gekostet, und außerdem hat der Kürschner ein neues Fell dazu nehmen müssen.“

„Das du bis heute noch nicht bezahlt hast!“

„Das ist ja wurscht!“ schrie Paul, „mahnt er dich oder mahnt er mich?“

Pauline gab nicht nach. „Mir wäre es peinlich, jemandem etwas zu schenken, das nach einem halben Jahr noch nicht bezahlt ist!“

„Dein Einmachglas hast du ja auch nicht bezahlen brauchen! Das hast du ja nur aus dem Schrank genommen und mir mit süßem Gesicht auf den Gabentisch gestellt. Dabei stammt es aus dem Satz, den meine Mutter uns zur Hochzeit geschenkt hat.“

„Ja, weil sie es selber nicht mehr brauchen konnte!“

„Wer sagt denn das?“ fuhr Paul hoch, „warum hätte sie es denn nicht mehr brauchen können? Das möchte ich jetzt wissen, das beantworte mir auf der Stelle!“

Pauline war in ihrem Fahrwasser. „Für wen soll sie denn einkochen? frage ich. Kompott ißt man nur sonntags, und sonntags ißt deine Mutter immer bei uns.“

„Das ist noch immer kein Grund“, schrie Paul, „daß du das Einmachglas meiner guten Mutter als Aquarium verwendest!“

„Hast du den Goldfisch hineingetan oder ich?“

„Natürlich habe ich es getan“, fauchte Paul, „was hätte ich denn tun sollen? Sollte ich dir etwa meinen Geburtstag verderben! Aber ich habe es sofort erkannt, daß es ein Einkochglas meiner guten Mutter war! Nur gesagt habe ich nichts. Wenn du mir das heute jedoch als Geburtstagsgeschenk vorrechnen willst —“

Pauline nutzte das Loch, um hinauszuschlüpfen. „Wir rechnen nicht Geburtstagsgeschenke, wir rechnen, was uns der Goldfisch Bellami kostet! Und da mußt du das Glas auch rechnen!“

Paul stand ratlos. Wenn Männer ratlos sind, schreien sie. Er schrie also. „Aber das haben wir doch nicht gekauft! Das hatten wir doch!“

„Für andere Zwecke, Paul!“

„Meinetwegen für andere Zwecke! Wenn es jedoch für andere Zwecke nicht gebraucht wird und es leer herumsteht —“

„Bei uns steht vieles leer herum“, bemerkte Pauline spitz. — „So? Was beispielsweise?“ — „Dein Schreibtisch, Paul.“

„Schreibtisch! Schreibtisch!“ wiederholte höhnisch Paul, „der gehört zur Wohnungseinrichtung wie Klavier und Bücherbord. Möchtest du etwa mit einem Mann verheiratet sein, der keinen Schreibtisch hat?“

„Du hast doch nie daran geschrieben, Paul! Sieben Jahre sind wir verheiratet, aber geschrieben hast du an dem Schreibtisch noch kein Wort. Und ich möchte dich hören, was du sagen würdest, wenn ich den Schreibtisch beispielsweise als Nähtisch verwenden möchte!“

Paul schlug mit der Faust auf den Tisch: „Deinen Flickram hast du ja glücklich hineingeräumt!“

„Es sind ja deine zerrissenen Hemden, Paul!“

„Zum Teufel! Mir wäre es lieber, du würdest sie nähen!“

„Und mir wäre es lieber, du würdest sie nicht zerreißen!“

*

Wer laut schreit, hört bald zu schreien auf. So war es auch mit Paul und Pauline. Sie schwiegen.

Wenn Eheleute fünf Minuten geschwiegen haben, tut es ihnen leid, daß sie geschrien haben. So war es auch mit Paul und Pauline.

„Was kostet uns nun wirklich der Goldfisch?“ fragte Pauline sanft.

Auch Paul war wieder versöhnt. Er sagte freundlich: „Ameiseneier, Semmelbrösel und gelegentlich einen kleinen Streit.“

Da nahm Pauline ihren Strickstrumpf auf, wo sie ihn liegengelassen hatte, bevor sie zum Aquarium trat, und meinte:

„Ein Mann muß sowieso einmal von Zeit zu Zeit schreien — das läßt sich nicht vermeiden, das müssen wir Frauen schon erdulden — und es ist mir lieber, Paul, du schreist wegen des Goldfisches als wegen deiner goldenen Uhr, die mir beim Ausbürsten deines Anzuges vorhin vom Balkon heruntergefallen ist, was ich dir gerade gestehen wollte.“

Nicht verblüffen lassen

In Mannheim erhielt Schiller einmal den Besuch seines Freundes, des Schauspielers Iffland. Feierlich trat Iffland auf den Dichter zu und sagte zu ihm, indem er ihn forschend betrachtete:

„Grüß Gott, Herr Wassersuppenkandidat! Es wird Zeit, daß Sie sich bald ein wenig mehr mit dem Studium der Hammelkeulen beschäftigen und Ihre Aufmerksamkeit kräftigen Rippenstücken schenken, sonst werden Sie im Theater bald mit dem Theaterschneider verwechselt werden!“

Schiller musterte nun Iffland und dessen sanft gewölbten Bauch, wobei er lächelnd sagte:

„Na, lieber Freund Iffland, die dünnen Beine haben wir schon gemeinsam, mein Kopf stimmt mit dem Ihren in den äußeren Maßen ungefähr überein, bleibt nur der Bauch, und auf den kommt es doch wohl nicht in erster Linie an!“

Kleinigkeiten von großen Leuten

Als der große König einmal ein Regiment besichtigte, fiel ihm ein Mann mit großen Narben im Gesicht auf. Er hielt sein Roß an und fragte leutselig:

„Nun, Kamerad, in welcher Kneipe hat Er denn diese Narben bekommen?“

„Bei Kolin, wo Eure Majestät die Zeche bezahlten!“ war des Mannes schlagfertige Antwort, die dem König so gefiel, daß er ihn zum Korporal beförderte.

*

In einer Gesellschaft erzählte Goethe einmal von der Königin von Neapel, Karoline, der Schwester Maria Antoinettes. Er begann seine Geschichte mit den Worten:

„Die Königin befand sich in anderen Umständen als ihr Land — in gesegneten nämlich!“

*

Der alte Virchow kam einmal zu einer Dame, die sich immer einbildete, irgendeine Krankheit herannahen zu fühlen. Kaum hatte er das Zimmer betreten, als er auch schon mit der Frage überfallen wurde:

„Ach, lieber Herr Geheimrat, bitte, sagen Sie mir: Womit pflegt Typhus zu beginnen?“

„Gewöhnlich mit einem ‚T‘“, war Virchows schlagfertige Antwort.

*

Die große Tragödin Eleonore Duse, die früher stets sehr kostbare Kleider getragen hatte, fiel in späteren Lebensjahren durch eine mehr als einfache Tracht auf. Das veranlaßte eine ihrer Bekannten, sie zu fragen, warum sie sich neuerdings so schlicht kleide.

„Liebe Freundin: Eine Frau in meinem Alter kleidet sich überhaupt nicht mehr — sie bedeckt sich nur noch!“ war die Antwort.

Das Geheimnis am Fluß

Von Christoph Walter Drey

Der junge Bursche, der im Sommer in der kleinen Stadt gesehen und nie wieder gesunden wurde, war, da er Verse schrieb, mit Schimpf und Schande aus der Fabrik seines Onkels davongejagt worden, hatte sein Ränzel gepackt und war hinausgewandert ins Land. Nur der Fährwirt hatte ihn davonwandern sehen.

Sturm jagt über Felder und Wiesen. Aus dem Himmel schüttet das Wasser. Die Wege sind aufgeweicht. Theresa Aspern kämpft sich auf dem Fahrrad vorwärts. Sie war in der Großstadt, um ein paar Einkäufe zu erledigen, und kommt mit Verspätung zurück. Theresa hofft, in einer halben Stunde die Deichbrücke gewonnen zu haben, die eigentlich gesperrt ist. Aber ihr Rad wird sie schon tragen.

Im Scheinwerferkegel taucht der Wegweiser auf — sie sieht das hölzerne Brückengeländer. Der Fluß schießt gewaltig angeschwollen vorüber. Schon faßt das Vorderrad die ersten Bretter der Brücke. Theresas Augen nehmen noch wahr, wie ein Teil des Geländers weggespült wird von dem gierigen Wasser. Sie greift mit letzter Kraft das Steuer, tritt die Pedale — ein krachender Stoß, Feuer scheint aufzugrellen — und sie weiß nichts mehr — —

Immer noch heult das Wetter, doch scheint es weit fort. Theresa glaubt ihren Sinnen nicht. Ist das nicht ein Strohlager? Und über dem Kopf angeräuchertes Holz? Und dort auf dem Wandbord? Kupferne Gefäße — aus einem seltsam schimmernden Kupfer — nein, denkt sie — es muß pures Gold sein! Wie komisch! Ein Strohlager in einem Alkoven und drüben das Metall!

Die Tür wird geöffnet. Ein bärtiger Mensch tritt ein — wie wenig Kinn- und Backenbart zu den jungen Augen passen! Sein freundliches Lächeln nimmt ihm sogleich alles Böse, und jetzt erinnert sich Theresa wieder: sie war auf der Heimfahrt — die Brücke!

„Die Brücke!“ schreit sie in ihrer Angst. „Wo bin ich?“

Er hält ein Gefäß mit Wasser und ein paar geschabte Mohrrüben auf einem Teller bereit. — „Oh — es geht Ihnen den Umständen nach ganz gut! Dies ist leider zwar das einzige Frühstück, das ich Ihnen bieten kann, aber es ist wohl besser als ein Bad um Mitternacht im Fluß.“

Unwillkürlich lächelnd nimmt sie seine Gabe, denn mit den wiederkehrenden Kräften meldet sich auch der Hunger. Und plötzlich erinnert sie sich des verschollenen Versemachers. Er nickt auf ihre Frage.

„Sie sind im alten ‚Spukhaus‘!“ erklärt er humorig. „Es war das beste Quartier in der Nähe. Vom Anprall bewußtlos konnten Sie nicht gut in die Stadt. Die Brücke ist völlig zerstört, und Ihr Rad sieht nicht viel besser aus.“

„Sie haben mich gerettet? Ja ich bin ziemlich toll gefahren —“

„Nicht so toll, um nicht im letzten Augenblick das Lenkrad so weit herumzureißen, daß Sie gegen den Holzpfeiler der Brücke fuhren und dadurch auf die Brückenreste fielen. Im Wettergetöse hätte auch ich es nicht vernommen, wenn ich nicht gerade dabeigewesen wäre, mir Wasser und Gemüse aus dem verwilderten Garten zu holen.“

Sie starrt ihn an. „Mein Gott — Sie hausen hier?“

„Nun“ meint er, „es gibt mondänere Aufenthaltsorte! Aber finden Sie es hier nicht märchenhaft? Beinahe so märchenhaft wie der Schatz, den ich unter dem Lehmboden der Bauerndiele entdeckte, nachdem mir in einer verstaubten Kassette Aufzeichnungen in die Hände fielen, die darauf hindeuteten, daß er während der Franzosenzeit hier vergraben wurde.“

Theresa kann das alles nicht fassen. Eine halbe Stunde später geht sie mit ihrem Retter durch das „Spukhaus“. Die Leute im Dorf nennen es so. Die Fenster sind grau von Schmutz, von außen könnte niemand hineinsehen, doch das Tageslicht genügt. Die Möbel sind vermorscht, Mäuse haben die Dielen aufgeknabbert. Zwei Räume hat der junge Mensch notdürftig gesäubert, so daß er in einem — im Alkoven auf Stroh — schlafen und in einem anderen arbeiten kann. Auf einem Tisch liegen beschriebene Bogen ...

„Was ist das?“ fragt sie.

„Meine Arbeit — das Buch dieses Hauses, das ich schreiben wollte. Es ist beendet, die letzten Papiere entdeckte ich hier. In unserer Familie ging die unsichere Behauptung um, daß unsere Vorväter aus dieser Gegend stammen. Ich kann jetzt beweisen, daß wir die Erben des Spukhauses und damit auch des vergrabenen Schatzes sind. Sehen Sie her — hier fand ich die Goldgefäße!“ sagt er stolz.

Theresa erscheint mit verbundenen Händen und einigen Schnittwunden im Gesicht unten am Ufer. Neben ihr marschiert ein junger Mensch, der höchst gefährlich in seinem Bart aussieht. Sie duldet nicht, daß er allein ins Rathaus geht, um seine Abenteuer zu Protokoll zu geben. Erst muß er ihre Eltern, so wie er ist, besuchen, und während sie der angstvollen Mutter und dem erzürnten Vater berichtet, kann er sich im Gastzimmer mit den Kleidern und dem Rasierapparat ihres Bruders menschlich herrichten. Theresas Vater drückt dem Gast die Hand und geht dann mit ihm zum Bürgermeister.

In der Stadt glaubt man all das natürlich nicht. Mag das huschende Licht durch die selten brennende Kerze Hans Constabels aufgeklärt sein, mögen Aktenbogen beschrieben werden und fremde Menschen in der Stadt auftauchen, um den verlorenen Sohn wiederzufinden und ihm — jetzt — dankbar um den Hals zu fallen — für die alten Weiber „spukt“ es weiter. Und ist es nicht Spuk, wenn mitten im Winter Handwerker hinüber müssen und der alte Bau sich plötzlich wieder verjüngt? Wird es nicht der tollste und lustigste Spuk sein, wenn im kommenden Jahr Theresa und Hans, die sich inzwischen verlobt haben, dort als junges Ehepaar einziehen, und wenn zugleich die wundersame Geschichte des alten Hauses als Buch schwarz auf weiß zu lesen sein wird?

„Die Brücke!“ schreit sie in ihrer Angst. „Wo bin ich?“ — „Oh — es geht Ihnen den Umständen nach ganz gut!“

Zeichnung: Alex Harder (M).

Entscheidungsreiche Tage

Deutsche Truppen in Paris

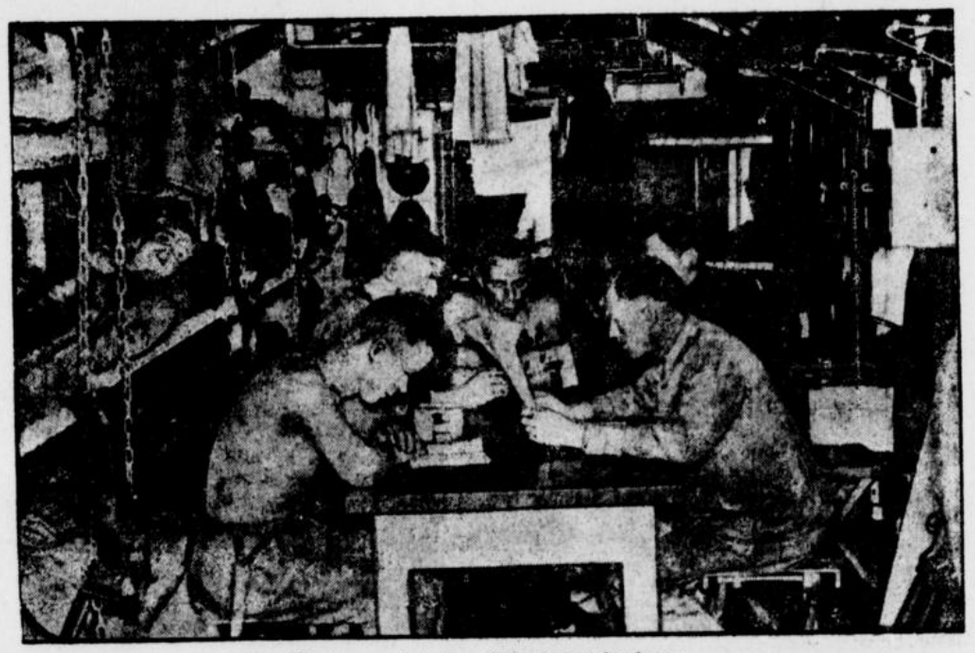
Unsere siegreiche Fahne auf dem Arc de Triomphe. — Im Hintergrund der Eiffelturm.
(PK.-Schmidt-Weltbild — M.)

Einmarsch unserer Truppen in Paris

Oben: Die Hakenkreuzfahne auf dem Triumphbogen. Unten: Geschütze ziehen am Triumphbogen vorbei. Rechts: Auch die mit Pferden bespannten Einheiten sind bereits eingetroffen.
(PK.-Hentzschel-Weltbild — M.)

Am Rande einer Rückzugsstraße (PK.-Schieck-Weltbild — M.)

Im eroberten Reims
Sandsackschutz am Colbert-Denkmal. Im Hintergrund die Türme der berühmten Kathedrale.
(PK.-Bauer-Weltbild — M.)



Im Wohnzug bei den Eisenbahnpionieren
Aufklappbare Betten im Schlaf- und Wohnwagen sorgen dafür, daß der enge Raum nach Möglichkeit gut ausgenutzt wird. (PK.-Rutkowski-Weltbild — M.)

Italienische Gebirgstruppen auf dem Vormarsch zur Alpenfront
(Weltbild — M.)

Marschall Petain
(Weltbild-Archiv — M.)

Auf der fünften Fahrt 43 000 Tonnen versenkt! Insgesamt 150 000 Tonnen!
Der erfolgreiche U-Boot-Kommandant Korvettenleutnant Oehrn. (PK.-Zuber-Weltbild/M

Schwere Schläge durch unsere Flotte

So wurde der englische Flugzeugträger „Glorious" vernichtet

(PK.) Von Kriegsberichter Dr. List. Stunden um Stunden, tagelang ist der deutsche Flottenverband mit hoher Fahrt nordwärts gestürmt. Drontheim und schließlich auch das heißumkämpfte Narvik blieben südlich zurück.

Die Mitternachtssonne grüßte in wolkenlosen Nächten unsere stolzen Schiffe.

Die Marschfahrt brachte Dienst und nochmals Dienst.

Kriegswache und Verschlußzustand sind die äußeren Kennzeichen für diesen Vorstoß, der unsere bei Narvik kämpfenden und von Bodö aus vorstoßenden Truppen entlasten soll.

Diese Feindfahrt führte mitten hinein in ein Gebiet, das der Engländer zu beherrschen vorgab.

Wie illusorisch diese Meinung ist, wurde schlagend durch den kühnen Vorstoß erwiesen, der von dem Flottenchef Admiral Marschall persönlich geführt wurde. Es wurden an einem Tage durch die Einheiten dieses Verbandes vernichtet:

Der englische Flugzeugträger „Glorius" von 22 000 BRT. und rund 50 englische Flugzeuge, die an Bord der „Glorius" waren, 2 moderne englische Zerstörer, 1 englischer Transporter von etwa 18 000 BRT., 1 englischer Tanker von etwa 8000 BRT., 1 Sicherungsfahrzeug, 1 englischer U-Boot-Jäger, und noch weitere rund 30 000 BRT. englischen Schiffsraumes.

Dieser stolze und denkwürdige Tag dürfte für manchen Engländer wieder einmal der Anlaß sein, über Englands „Rule the Wawes" im allgemeinen und über die von Churchill so oft proklamierte unantastbare Seeherrschaft Albions nachzudenken.

In folgendem soll kurz der Ablauf dieses denkwürdigen Tages geschildert werden.

Tanker und Sicherungsfahrzeug werden vernichtet

Am frühen Morgen des 8. Juni schrillen plötzlich die Alarmglocken durch das Schiff. Es beginnt ein Laufen und Hasten, das wie ein Spuk durch das ganze hellhörige Schiff klappert. Vor den Niedergängen stauen sich vorübergehend die Männer. Dann aber, wenige Minuten später, erscheinen die Decks im unteren Schiff wie ausgestorben. Alle sind auf ihren Gefechtsstationen. Ich selbst stehe auf der Brücke und kann von dort aus sehr gut Durchführung und Verlauf der Gefechtshandlungen verfolgen. Etwas steuerbord voraus ist gerade ein Fahrzeug als ein bewaffneter englischer Tanker erkannt worden. Dieser wird von einem Sicherungsfahrzeug begleitet. Beide scheinen es für unmöglich zu halten, daß hier in dieser Ecke deutsche Kriegsschiffe auftauchen. Sie glauben Engländer vor sich zu haben und versuchen sich mit uns zu verständigen. Doch sie werden schnell eines Besseren belehrt.

Feuererlaubnis ist gegeben. Schon verlassen die ersten Stahlgrüße die Rohre. Die Schiffe zittern unter der Wucht der Abschüsse. Dichter gelber Qualm zieht nach anfänglichen tollen Wirbeln schwerfällig mit dem Winde über das Schiff. Schnell haben sich unsere Batterien auf das Ziel eingeschossen. Das Sicherungsfahrzeug ist völlig in Rauch und Gischt der hochaufspringenden Fontänen eingehüllt. Dann verschwindet es rasch nach kurzem Aufbäumen — als wolle es noch in letzter Sekunde seiner Vernichtung entgehen — in dem brodelnden Wasser.

Feuerpause

Ein Zerstörer erhält den Befehl, nunmehr dem Tanker mit einem Torpedo den Fangschuß zu geben und die Ueberlebenden aufzunehmen. Da — eine riesenhohe Wassersäule, die sich mit Rauch und Trümmern mischt, hebt sich langsam aus dem Meer und sinkt zögernd, wie von einer starken Hand zurückgehalten, wieder über dem Tanker zusammen. Der Torpedo hat gesessen. Wie wenn sich das Schiff um eine weit vorn liegende Achse dreht, so hoch stellt sich das Achterschiff aus dem Wasser heraus, bleibt einige Sekunden so stehen — dann geht es rasch in die Tiefe. Nur Rauch und Wasserdampf verraten die Tragödie, die sich hier eben abspielte. Der Verband sammelt sich und nach dieser Unterbrechung wird der alte Kurs aufgenommen und der Kriegsmarsch fortgesetzt.

Ein 18 000-Tonner muß auf Tiefe

Endlos dehnt sich wieder vor uns das Eismeer. Ab und zu braust einer unserer Bordflieger über das Schiff und gibt uns wichtige Standortmeldungen. Dann rufen wieder die Alarmglocken alle Mann auf Gefechtsstation. Voraus zieht ein großer englischer Transporter ahnungslos seinen Weg. Wie nicht anders zu erwarten war, ist auch er bewaffnet. Unsere Flieger schätzen ihn auf 16 000 bis 20 000 Tonnen. Ein fetter und willkommener Brocken also. Wieder sprechen unsere Geschütze ihre eherne Sprache. Stahl und Sprengstoff verrichten ganze Arbeit und bald sinkt auch dieser Riese in die Tiefe des Eismeeres. Ueberlebende werden von unseren Zerstörern aufgenommen. Obwohl jetzt der Alarm beendet ist, geht keiner von der Brücke. Man erwartet noch ein Zusammentreffen mit englischen Seestreitkräften. Mit unverminderter Fahrt geht es weiter. Ungeheures haben die Maschinen geleistet. Die hohe Spitzengeschwindigkeit und die nicht viel tiefer liegende Dauerleistung, die sie den Schiffen geben, ermöglichen ein solch mutiges Operieren in Gebieten, die mehr als 1000 Seemeilen von der Heimat entfernt sind, und 1000 Seemeilen entsprechen immerhin einer Strecke von Hamburg bis zur afrikanischen Küste.

Ein englischer Flugzeugträger kommt uns vor die Rohre

Gegen Abend endlich tauchen wieder Rauchfahnen auf. Sie verraten uns zwei, nein es sind drei feindliche Kriegsfahrzeuge. Auf sie haben wir gerade gewartet. Bald sind sie durch die scharfen Gläser genauer auszumachen: Zwei englische Zerstörer sichern — Donnerwetter, unwillkürlich schaut man noch einmal genauer hin, ehe man sich über die Meldung der Gefechtsbeobachtung freut — begleiten tatsächlich einen Flugzeugträger. Ganz deutlich ist schon seine typische Silhouette zu erkennen. Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Ein lebhafter Verkehr mit den einzelnen Kommandanten der deutschen Einheiten beginnt. Trotz der erregenden Umstände bleibt aber alles eisern ruhig. Kühl und knapp gibt der Flottenchef seine Befehle. Noch glauben sie drüben, Engländer vor sich zu haben. Jetzt haben sie uns erkannt, denn sie drehen ganz plötzlich ab. Dicke Rauchwolken entströmen ihren Schornsteinen. Zu spät!

Der Flottenchef gibt im gleichen Augenblick Feuererlaubnis. Wieder hallt schwefelgelber Pulverdampf das Schiff ein. Die Mittelartillerie der Schiffe nimmt den vorderen Zerstörer aufs Korn. Die Türme halten auf den Flugzeugträger. Während dieser Dampf aufmacht, versucht er, seine Flugzeuge aufsteigen zu lassen. Doch schon die ersten Salven der Türme, deren Feuer überragend gut liegt, unterbinden diese Absicht und treffen ihn ernstlich.

Der vordere Zerstörer staffelt sich jetzt nach backbord voraus. Er nebelt und versucht offensichtlich, uns von dem Flugzeugträger abzulenken. Der andere Zerstörer sucht durch sorgfältiges Nebeln das kostbare Schiff dem gutliegenden Feuer unserer schweren Türme zu entziehen. Das gelingt ihm auch vorübergehend und zwingt unsere Artillerie zur Feuerpause. Doch der Wind zerreißt immer wieder die Nebelwand. Dann liegt das Feuer sofort wieder am Ziel. Es bietet sich uns das gigantische Bild eines Seegefechtes. Voraus, von Steuerbord nach Backbord ziehend, hängt eine Regenwand. Auf diese hält der Flugzeugträger zu. Er hofft noch immer auf ein Entkommen. Schwarz und schwerfällig wälzt sich der künstliche Nebel der englischen Zerstörer über die See. Vor unseren Schiffen ballt sich bräunlicher Qualm, der durch das Mündungsfeuer in tolle Wirbel gerät. Ununterbrochen steigen drüben an den Zielen die hohen Wasserfontänen hoch, oft sind sie schwarz, meistens grauweiß, manchmal springt feurige Lohe auf, dann zeigen die Einschläge höhere Säulen. Das sind die Treffer, die Tod und Vernichtung bringen. Immer aber sind die Ziele mitten in der Feuerwalze. Ein Zeichen dafür, wie gut unsere Artillerie auch die kleinen und so überaus beweglichen Ziele zu treffen weiß. Ja unsere Artillerie kann stolz auf ihre Leistung sein. Des öfteren spricht der Flottenchef ihr während des Gefechtes seine besondere Anerkennung aus.

Die Engländer wehren sich verzweifelt

Aber auch in unserer Nähe schlägt es ein, steigen hohe Wasserfontänen. Die englischen Zerstörer wollen den Kampf nicht aufgeben. Sie wehren sich verzweifelt. Hoffen sie das Schlachtenglück noch zu wenden? Urplötzlich stoßen sie durch ihre Nebelwände hindurch, feuern mit ihrer Artillerie und schießen ihre Torpedos auf die deutschen Einheiten ab. Wieder und wieder müssen diese durch geschicktes Manövrieren den Torpedos ausweichen. Jetzt hat das konzentrische Feuer den vorderen, querab liegenden Zerstörer gepackt. In schneller Folge rollen die Salven über das Meer. Das aufsteigende Wasser zeigt, daß der Zerstörer unmittelbar im Zentrum des Feuerorkans liegt. Sein Schicksal ist besiegelt. Jetzt liegt er schon manövrierunfähig still. Eine Feuerpause läßt erkennen, daß er kurz vor dem Kentern ist, so stark hat er Schlagseite. Dann hat sich das Wasser schon über ihn geschlossen. Währenddessen versucht der Flugzeugträger weiter abzulaufen. Doch allein die deutschen Einheiten bestimmen das Tempo der Ereignisse. Die Entfernung wird sogar, mit bloßem Auge erkennbar, rasch geringer. Die bisher erhaltenen Treffer hindern ihn vielleicht, seine volle Geschwindigkeit, die über 31 Knoten beträgt, zu entwickeln.

Unermüdlich legt währenddessen der noch unverletzte Zerstörer Nebelwand auf Nebelwand um das wunde Schiff. Immer wieder stößt er vor, beschießt uns mit seiner Artillerie und läßt Torpedos gegen uns laufen. Doch seine verzweifelten Versuche bleiben ohne Erfolg. Wohl zwingt er unsere dicken Schiffe, unaufhörlich zu manövrieren. Laufend ändern sie Kurs, Geschwindigkeit und Formation. Doch es gelingt dem Kommandanten, ihren gefährlichen Bahnen auszuweichen.

Jetzt haben sich wieder die schützenden Nebelwolken geteilt. Das Feuer der Türme packt schnell zu, feurige Lohe kennzeichnen die Einschläge als Treffer. Langsam beginnt der Riese sich auf die Seite zu legen. Brennend und qualmend treibt das zerschossene schwerfällige Wrack mit dem Wind. Wenige Minuten später sinkt auch er in das kühle Grab. Trotzdem läßt der Zerstörer nicht locker. Vermeint er wirklich, noch etwas ausrichten zu können? Hofft er auf Hilfe?

Noch einmal schlägt unsere brave Artillerie zu. Schwere Treffer zerreißen ihm das Vorschiff, seine vorderen Rohre schweigen. Mit der Fahrt ist er auch herabgegangen. Auf dem Achterschiff schießt er aber noch. Also muß auch er bis zur völligen Vernichtung niedergekämpft werden. Unsere Mittelartillerie schickt noch einige Salven herüber. Da endlich schweigt der Gegner, sein Vorschiff brennt. Langsam beginnt er zu sinken.

Weißer Dampf steht für einige Augenblicke über dem Wrack. Wahrscheinlich hat eine Kesselexplosion stattgefunden. Dann schließen sich auch über diesem tapferen Gegner die Wellen.

Ausklang

Damit ist dieser denkwürdige Tag abgeschlossen. Von uns an diesem Tage getrennt operierende Einheiten unseres Verbandes melden noch die Versenkung eines englischen U-Boot-Jägers und die Vernichtung von weiteren 20 000 Tonnen feindlichen Schiffsraumes, auch sie hatten also Jagdglück gehabt. Dann wendet sich der Verband nach Süden.

England ist an diesem Tage hart getroffen worden. Es hat einmal wieder dort die Initiative verspürt, wo es diese nicht erwartet. Es kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Deutschland den Gegner dort packt, wo dieser sich stark und unangreifbar fühlt. Es ist für diese Kampfmoral zu alt geworden. Und wenn England glaubt, daß die deutsche Offensive im Westen unsere Initiative auf anderen Gebieten einengen würde, dann wird es sich durch die Sprache der Tatsachen sehr bald eines anderen belehren lassen müssen. Eine deutliche und nicht unüberhörbare Sprache hat in dieser Richtung auch der Vorstoß unseres Flottenverbandes gesprochen. Deutschland läßt sich weder zu Lande noch in der Luft die Initiative aus der Hand nehmen, und auch nicht auf See. Das sollte sich Herr Churchill merken, auch wenn es sehr schwer fällt.

Gespenster-Division stößt zum Meer

Engländer und Franzosen wieder in der Zange — Flak schießt französische Zerstörer kampfunfähig

(PK.) Von Kriegsberichter Kurt Homfeld. — Unsere Division, die von den Franzosen und Engländern Gespensterdivision genannt wird, weil sie stets dort auftaucht, wo sie nicht vermutet wird, stößt vor. Die Richtung ist von Rouen auf die Küste. Die Panzer haben die Spitze. Sie bahnen den Kradschützen und den Schützenregimentern den Weg. Mit einem Tempo geht es vorwärts, das wir noch von der ersten großen Offensive her kennen, durch die Maginotlinie bis weit hinter Arras. Diese Schnelligkeit haben wir aber auch in dem zweiten Abschnitt unseres Angriffes über die Somme beibehalten.

Oft genug hat unsere Panzerdivision flüchtende französische und englische Kolonnen überholt, sie vom Gros abgeschnitten und vernichtet. Die Straßen, die wir vormarschierten, zeugen vom Angriffsgeist dieser Truppe.

Der Vormarsch rollt. Aus den Häusern rechts und links des Weges kommen einzelne Franzosen, schon lange haben sie ihre Waffen fortgeworfen, sie heben die Hände hoch und ergeben sich, wir haben keine Zeit, sie zu sammeln. Wir zeigen ihnen nur die Richtung, die sie zurückzugehen haben. So trotten bei unserem Vormarsch Franzosen, aber auch Engländer, mit gesenkten Köpfen den Weg zurück, den Weg in die Gefangenschaft. — Durch Wälder, über wogende Getreidefelder, auf asphaltierten Straßen und über Feldwege ziehen unsere Kolonnen. Rechts und links liegen die französischen und englischen Kraftwagen, die unsere Panzer noch erwischt haben. Explodierte Munitionskolonnen, ausgebrannte Kraftstoffwagen, zertrümmerte Omnibusse und zerfetzte Panzer.

Da entdecken wir rechts von uns in 2000 m Höhe einen Fesselballon. Beim nahen Hinsehen ist es nur ein abgetriebener Sperrballon, dessen langes Seil sich in eine Hochspannungsleitung verwickelt hat. Einige kurze Feuerstöße der Flak, eine hohe Flamme, der Ballon schrumpft zusammen. Nur eine schwarze Rauchwolke bleibt zurück.

Da meldet der Panzerspähwagen, der an der Spitze unseres Schützenregiments marschiert, eine feindliche Kolonne auf dem Rückmarsch. Es ist eine Abteilung englischer Artillerie. Das marschierende Schützenregiment teilt sich. Ein Teil umgeht den Gegner rechts, der andere links. Dann beginnt der Feuerzauber. Der Feind ist so überrascht, daß er nicht mehr zum Widerstand fähig ist. In knapp 10 Minuten ist die ganze Abteilung zusammengeschossen. Mit lautem Knall explodieren die Munitionswagen. Die Zugmaschinen stürzen mit den Geschützen in die Straßengräben. In wilder Panik versuchen die Engländer nach links und rechts auszubrechen, doch unsere MG.s halten sie unter Feuer. Was noch am Leben ist, ergibt sich. Die Beute sind 12 15-cm-Geschütze und eine ganze Menge noch brauchbarer Lastkraftwagen. Der Abteilungskommandeur, ein Oberst, tritt den Weg in die Gefangenschaft an.

Die beiden ausgeschwärmten Kolonnen vereinigen sich auf der Straße wieder zu einer Marschsäule. Doch kaum sind sie drei Kilometer gefahren, da wiederholt sich das gleiche Schauspiel noch einmal. Diesmal ist es eine englische Munitionskolonne, die aus rund 30 Fahrzeugen besteht. Sie wird ebenfalls aufgerieben. Wir haben einige englische Offiziere auf unsere Wagen genommen, der Rest der Gefangenen trottet genau so wie die Franzosen die Straße entlang, zurück, um dort von der Feldgendarmerie ins Gefangenenlager gebracht zu werden. Der englische Offizier auf meinem Wagen schaut dauernd nach rechts und links. Als ich ihn frage, warum er denn so eifrig Ausschau halte, berichtete er mir, daß er unsere Kampftätigkeit für eine „Story" gehalten hätte. Heute müsse er einsehen, daß diese Story doch Wahrheit sei. Er sehe zur Seite, um festzustellen, ob nicht rechts und links zur Straße französische und englische Truppen marschierten, die wir bei unserem Vormarsch überholten.

70 km sind wir heute marschiert. 70 km Marsch und Kampf. Schon an der Luft spüren wir, daß die See nicht mehr weit sein kann. Die Aufklärungsabteilung wird vorgeschickt, um zu erkunden, was vor uns liegt. Nun stehen wir ostwärts von F. auf dem Steilufer des Kanals. Vor uns liegt die See. Wir machen linksum und marschieren weiter nach F. zu. Die Stadt selbst liegt in einer Senke, nur hoch oben auf dem Ufer steht die Lotsenstation und dahinter ragen die Trümmer einer französischen Marinestation empor. Zusammen mit uns marschieren vier 2-cm-Geschütze der Flak.

Die Marinestation ist besetzt, wir bekommen auf nur kurze Entfernung schwaches Artilleriefeuer. Im Nu hat die Artillerie ihr Geschütz in Stellung gebracht. Die leichten Maschinenwaffen beginnen zu feuern. Von halbrechts haben die Franzosen noch Maschinengewehre eingesetzt. Die Panzerwagen werden vorgezogen, die Männer sitzen ab. Mit MG.s und Handgranaten gehen sie an den Feind heran. Ein Oberleutnant der Aufklärungsabteilung bringt mit vier seiner Leute die MG.s zum Schweigen, während die Flak die Lotsenstation und das dahinter liegende Gebäude der französischen Marine vornimmt. Der Gegner stellt sein Feuer ein, wie stoßen nach. Schon sitzen unsere MG.s dort, von wo her noch vor Minuten der Gegner mit seinen MG.s unseren Angriff zu hemmen versuchte. Die Flak macht Stellungswechsel vorwärts. Zusammen mit dem Oberleutnant der Aufklärungsabteilung dringt sie in die Artilleriestellung ein. Vier hoch lafettierte Schiffsgeschütze mit unendlich viel Munition werden genommen.

Im gleichen Augenblick, in dem die Marinestation besetzt wird, entdecken wir auf eine Entfernung von rund 1 Kilometer, wie sich tief unter uns um die Mole von F. ein französischer Zerstörer schiebt. In fliegender Hast machen die 2-Zentimeter-Flakgeschütze den Stellungswechsel, in Sekundenschnelle werden die ersten Feuerstöße gegeben. Sie sitzen haargenau. Die Geschütze jagen aus den Rohren, was nur herausgeht. Der Franzose antwortet, doch sein Feuer wird schwächer, ein Geschütz nach dem andern fällt aus. Wie ein weidwund geschossenes Tier dreht der Zerstörer ab und sucht sein Heil in der Flucht. Während sich das Kriegsschiff langsam in den Dunst über dem Wasser verzieht, hören wir in der Luft ein Summen, das stärker wird, immer stärker wird. Es sind deutsche Stukas. Nach wenigen Minuten dröhnen unsere Ohren, die Stukas haben den Franzosen mit Bomben angegriffen. Wir können es nicht mehr sehen, daß er getroffen ist, doch als die Stukas zurückkehren, wissen wir, daß dieser Gegner vernichtet worden ist.

Ueber den Ourcq zur Marne

Sadistische Quälereien weißer Franzosen an gefangenen Deutschen

(PK.) Von Kriegsberichter Edgar Biffinger. Nachdem die Stoßkraft unserer Regimenter die Franzosen aus ihren vorbereiteten Stellungen der Aisne geworfen hat, ist der Gegner wieder einmal ins Laufen gekommen. Sein Rückzug ist so rasch, daß oft tageweise unsere Infanteriespitzen die Fühlung mit dem Gegner verlieren. Andererseits ist es aber auch kein geordnetes Loslösen vom Feind, wie die militärische Fachsprache für gewisse Rückzugsmanöver sagt. Das beweisen die vielen Gefangenen, die in den Wäldern und Dörfern noch gemacht werden. Die feindliche Führung scheint bei diesem überhasteten Zurückgehen nicht einmal mehr die Möglichkeit gehabt zu haben, alle ihr unterstellten Formationen von diesem Entschluß zu unterrichten. Denn sonst könnten sich nicht solche Zustände ereignen, wie sie in diesen Tagen bei den Regimentern einer ID. des öfteren vorgefunden wurden. Beim Einrücken in ein Dorf am frühen Morgen fand man französische Offiziere und Mannschaften noch schlafend auf ihren Betten bzw. Strohlagern. In einem anderen Falle entdeckte ein Landser einen Sous-Lieutenant, der, nur mit Hemd und Hose bekleidet, gerade dabei war, sich zu rasieren. So kommt er wenigstens frisch gewaschen und rasiert ins Gefangenenlager, dachte unser braver Gefreiter, bewachte ihn mit entsicherter Pistole und ließ ihn sich erst fertig rasieren.

Aber auch weniger erfreuliche Dinge brachte dieses überaus schnelle Vorgehen zum Vorschein. Während sonst die Franzosen die Spuren ihrer Greuel- und Mordtaten an wehrlosen deutschen Gefangenen peinlichst beseitigen und die geschändeten Leichen irgendwo im Wald unauffindbar verscharren, wir also nur auf Zeugenaussagen zufällig Geretteter angewiesen sind, gelang es hier einem Erkundungstrupp eines JR., den Leichnam eines von den Franzosen in gemeinster Weise ermordeten Kameraden aufzufinden. Da die Franzosen außerordentlich rasch aufbrechen mußten, konnten sie die Spuren ihrer Schandtat nicht mehr beseitigen. Wir wollen uns jedes Kommentars enthalten und nur die in der schlichten Sprache des Soldaten abgefaßte Meldung des Erkundungstrupps wiedergeben:

„Am 10. Juni 1940 wurde 200 Meter vom Straßenkreuz Montigny-Lecprain-Semoy-Mortefontaine-Ceeveres et Valsery der Schütze F. M. tot aufgefunden. M. war an Händen und Füßen gefesselt und hatte einen Schuß durch den Mund erhalten. Erkennungsmarke . . . Ers.-Batl."

Welche Quälereien der Sadismus der weißen Franzosen, denn bei den festgestellten, uns hier gegenüberliegenden Einheiten des Gegners befanden sich keine farbigen Truppen, mit ihrem bedauernswerten Opfer vor seiner Ermordung vorgenommen hat, läßt sich nicht rekonstruieren, da ja der Tote keine Auskunft mehr geben kann. Wären seine Mörder nicht so überraschend gestört worden, wäre ihr Verbrechen wahrscheinlich niemals bekannt geworden.

Aber all diese Greueltaten können den Vormarsch unserer Regimenter nicht aufhalten, im Gegenteil, der ehrliche Zorn und die gerechte Wut über diese Dinge stacheln unsere Männer zu noch größeren Marsch- und Kampfleistungen an. Sie werden den Franzosen nirgend mehr Zeit lassen, sich festzusetzen.

Das bewies auch der Angriff, der zur Ueberschreitung des Ourcq und Gewinnung des jenseitigen Höhenrückens führte. Obwohl dieser versumpfte und deshalb sehr hinderliche Bach, der schon im Weltkrieg eine gewisse Rolle gespielt hat, von den Franzosen als unüberwindlich für Panzer und schwere Waffen angesehen wurde und sie deshalb glaubten, ihn wenigstens einige Zeit halten zu können, gelang es unserem JR., nach kurzer Artillerievorbereitung, ohne Unterstützung durch Panzer und andere schwere Waffen im reinen Infanteriekampf, die gesteckten Tagesziele jenseits des Ourcq zu erreichen. Seit Tagen stehen diese Männer ohne Atempause im Gefecht oder sind auf dem Marsch. Aber ihr Kampfeswille ist so groß, daß die Absicht der Franzosen, den deutschen Infanteristen sich gewissermaßen totlaufen zu lassen, um ihn dann vielleicht hinter der Marne oder anderswo einmal schlagen zu können, daran zuschanden werden wird.

Die Kritik

Max Slevogt war bei Leuten eingeladen, die viel Geld und guten Willen und eine umfangreiche Gemäldesammlung hatten, beim Ankauf aber von einem Spaßvogel beraten worden waren. Mit Kunst hatte jedenfalls das, was da an den Wänden hing, nur die Leinwand und die Farben gemein. „Meister", flötete die Frau des Hauses, „wollen Sie uns nicht Ihr Urteil sagen?" — „Als Künstler oder als Gast?" fragte Slevogt zurück.

Die neue Rikscha — ein Fahrrad. Eine neue Spielart der alten Rikscha, ein „Dschindoscha" (von Menschenkraft bewegter Wagen), ist in letzter Zeit in einigen Exemplaren in der japanischen Stadt Kofu im Regierungsbezirk Jamanaschi aufgetaucht. Dieses Wiederaufleben der schon tot geglaubten Rikscha ist auf die Beschränkungen in der Benzinzuteilung, den Mangel an Autodroschken und die Abschaffung der Nachttaxen zurückzuführen. Die Erfinder der neuen Rikschatype sind siebzehn Rikschamänner, die früher hauptsächlich für die vornehmen Geischas Fahrten gemacht hatten, und daher der Meinung waren, auch ihre neue Erfindung würde sich am besten mit Hilfe der Geischas durchsetzen — und sie tat es auch! Bei dem neuen Gefährt handelt es sich einfach um die Verbindung von Zweiraddroschke und Fahrrad. Der Rikschamann läuft nicht mehr i Trabe, sondern er setzt die Trekkurbel in Bewegung. Die Geischas versichern, daß die neu Wagen nicht so sehr stoßen wie die alten viel bequemer sind. Die Erfinder machen d jetzt gute Geschäfte.

Das Zauberboot!

26 Roman von William Thomi

Mauern und Häuser umgaben sich jetzt wieder mit blauen Schatten. In den Obstgärten dampften und dufteten die Dunghaufen. Die Hummeln rannten mit Gebrumm gegen die Weinreben, und die ersten Schmetterlinge tanzten über dem Brunnen. Lichthungrig krabbelten die Fliegen an den Fenstern der Viehställe hoch. Mit gespreizten Beinen räkelten sich die Katzen in der Sonne und sogen ihre weichen Bäuche mit Wärme voll.

Die Frauen rissen die Fenster auf und schlossen das Strickzeug in die Schränke. Man sah sie nun wieder im Garten stehen, sich zur Erde niederbeugen.

Die Männer warfen bei der Arbeit die Jacken ab. Sie wunderten sich selbst, warum sie immer noch so viel Zorn im Leibe hatten wo doch die Tage so rein und klar über den Bergen aufstiegen.

Das Leben fing wieder von vorne an. Aber in den Herzen blieb der Kummer haften. Der Frühling war diesmal wie ein Fest gekommen, auf das sich vorzubereiten man vergessen hat. Man dachte daran, wie es früher gewesen war. Immer hatte Barcarolle im Frühling schöne neue Worte gefunden, die geradeswegs aus der Erde gewachsen zu sein schienen und allen neuen Lebensmut gegeben hatten.

Wie schön waren früher die Frühlingsabende gewesen. Die letzten Sonnenstrahlen verspäteten sich auf den roten Dächern und verwirrten die Fledermäuse, die zu früh aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekommen waren. Auf den Türschwellen standen die Frauen und riefen laut über die Straße:

„Wie schön es heute ist!"

Die Männer rissen ein Streichholz auf den Granitstufen an und ließen seine Flamme auf dem Pfeifenknopf tanzen. Die Kinder gehorchten nicht, wenn die Mütter riefen.

Und dann schaukelte Barcarolle über den Dorfplatz. Seine Taschen waren geschwollen von Blumen und Kräutern. Er sog an einem Blütenstengel, und die letzten Strahlen der Abendsonne sammelten sich in seinen Augen. Die Kinder liefen jubelnd auf ihn zu. Er ging vorbei, nach allen Seiten grüßend und antwortend, und überall ließ er gute Laune zurück.

In diesem Frühling fehlte er. Besonders die Mädchen und Burschen vermißten ihn. Sie konnten nun den alten Poeten nicht mehr um die kleinen Lieder bitten, ohne die man sich die Liebe in Cabrolles gar nicht mehr vorstellen konnte. Auch den alten Frauen fehlten seine Heiltränke. Wie hatten sie vor Wohlbehagen geschnalzt, wenn sie die bitteren Pflanzensäfte herunterschluckten, die dem gequälten Leibe so gut taten.

Jetzt hätte sich Barcarolle, wenn er nur gewollt hätte, seine Gemeinde im Triumph zurückerobern können. Er hätte nur eine verzeihende Miene aufzusetzen brauchen. Er hätte nur den ersten Schritt zur Versöhnung tun müssen. Aber Barcarolle war gekränkt. Er lauschte nur noch auf seine innere Stimme, die so plötzlich verstummt war. Auf die Hilferufe der Menschen hörte er nicht mehr.

Und dann kam der Tag des Schützenfestes heran. Von Tag zu Tag freuten die Cabrolaner sich mehr darauf und vergaßen für eine Weile ihre Sorgen. Beim Fang und bei der vielen Frühjahrsarbeit auf dem Felde verging die Zeit rasch, und ehe man es sich recht versah, war der Vorabend des Schützenfestes angebrochen.

Schon vor einigen Tagen waren die Händler erschienen und hatten ihre Buden auf dem Platz unter der Linde aufgeschlagen. Auf dem Anger errichteten die Burschen eine Tanzfläche, und die Mädchen kamen, um sie mit Girlanden und Papierblumen zu schmücken. Die Kinder wurden aus der Küche gejagt und spielten lärmend am See. Ueberall brutzelte Oel in Töpfen und Pfannen, und in den Oefen ließ das Feuer seine Flammenpeitschen knallen. Es knackte und rumorte gewaltig. Leckereien wurden gebacken.

Da gab es „Kracherchen", die ein einziger Biß in feinen Zuckerstaub verwandelte. Das Pulver mußte man dann mit Speichel vermengen und mit geschlossenen Augen herunterschlürfen. Kleine mahagonifarbene Kuchen wurden gebacken und Sahneplätzchen, die so wunderbar nach Mühle und Molkerei schmeckten.

Bis an den Rand gefüllte Wäschekörbe standen in den Speisekammern. Die Mütter mußten den Schlüssel sorgfältig in der Tasche verstecken.

Pierrot stand am Fenster und sah dem Kommen und Gehen der bunten Menge auf dem Dorfplatz zu. Die Freude der anderen tat ihm weh, er war gar nicht mit sich zufrieden.

Schwer stützte er die Ellenbogen auf. Seit langem schon hatte er sich nicht so grenzenlos einsam gefühlt wie an diesem Tage, da alle Leute lachten und das Schicksal zu höhnen schienen. Je mehr sie lärmten, um so deutlicher vernahm er die Stille im eigenen Herzen. Er hätte so gern seinen Platz in der heiteren Menge wieder eingenommen und ihre wilde Lebensfreude geteilt. Es trieb ihn hinaus auf den Platz, aber er sträubte sich mit aller Kraft dagegen. Er war wie ein eben erst Genesener der noch im Bann der Krankheit steckt und an der wiedergewonnenen Kraft zweifelt.

Draußen drehte sich das Karussell wie ein Mühlrad, umwogt von Musik und Geschrei. Männer, Frauen und Kinder, lachende Gesichter und helle, winkende Hände flossen wie ein Strom vorüber. Auf den blauen und roten Schaukeln des Rades zogen vor Schreck und Freude geweitete Kinderaugen vorüber, junge Burschen, die laut auffauchzten und nach den Mädchen ausschauten, und alte Leute.

Wenn das Orchestrion schwieg, hörte man deutlich den hellen Knall der Luftgewehre aus der Schießbude. Und von den Schießständen, die weit hinten in den Obstgärten lagen, dröhnte das Krachen der Büchsen herüber.

Schon seit dem frühen Morgen wurde geschossen. Die Schützen standen auf Säcken, stemmten die Gewehre fest gegen die Schulter und drückten leise auf den Abzug. Mit Knall und Widerhall ertönte der Schuß, und mit einem leisen Knacks flog die Patrone rückwärts aus dem Schloß. Drüben, wo die Scheibe ihr rundes erstauntes Auge über dem Kugelfang erhob, wurde dann einen Augenblick ein buntes Pappschild geschwenkt. Der Schütze wandte sich um und meinte kopfschüttelnd:

„Zu tief gehalten!" Dann setzte er von neuem an.

Ab und zu ging jemand hin, um einen Blick auf die Schußtabelle zu werfen. Bald mußte die Entscheidung fallen. Aber es war schon jetzt klar, daß Pipembois wieder einmal Schützenkönig werden sollte.

Am Vormittag hatte auch Pierrot geschossen. Aber er hatte Pech gehabt. Es war ihm nicht möglich, seine Erregung zu unterdrücken. Bei jedem Schuß war ihm, als erschienen auf der Scheibe die Gesichter der Menschen, an die er unentwegt denken mußte. Nur einmal, als das verhaßte Gesicht Schankais vor ihm auftauchte, hatte er Fleck geschossen. Seine Niederlage hatte ihn sehr verärgert. War seine Hand nicht mehr so ruhig und sein Auge nicht mehr so sicher wie sonst? Jedesmal, wenn er abdrückte, hatte eine unsichtbare Hand den Lauf beiseitegeschoben.

Er dachte an die tote Claire wie an eine ferne Freundin, die er niemals wiedersehen würde. Immer noch hörte er ihre Abschiedsworte. Ihretwegen suchte er ein Zusammentreffen mit Marguerite. Sicher hätte sich Claire über das Mitleid gefreut, das ihn ergriff, wenn er die junge Mutter sah. Nicht lange mehr, und er würde Marguerite wirklich verzeihen, so wie die Tote es gefordert hatte. Aber Pipembois' Tochter benahm sich durchaus nicht so, als bettele sie um Verzeihung. Sie sah ihn kaum an und erwiderte seine fragenden Blicke mit kühler Gleichgültigkeit. Sie kam nur selten ins Dorf. Sie lebte ganz für das Kind und den Haushalt. Ihr Stolz ärgerte die Leute mehr, als daß er Eindruck machte. Aber Pierrot, der dafür mehr Verständnis hatte, spürte, daß sie unter der Maske ein tiefes Leid verbarg. Er zürnte ihr, weil sie niemals Bedauern über das Vorgefallene zeigte. Sie schien ihre alte Liebe vergessen zu haben. Manchmal freilich packte ihn ein Schuldgefühl, das er sich selber nicht erklären konnte, und er dachte: Eigentlich müßte wohl ich um Verzeihung bitten. Dann aber mußte er an das Kind denken, das nicht aus der Welt zu schaffen war und das an der Seite der Mutter in seiner Wiege schlummerte. Und er ballte grimmig die Fäuste.

Oft hatte er sie beobachtet, wenn sie auf der Wiese saß und Netze ausbesserte. Niemals sah sie auf. Woran mochte sie denken? Er hätte gern mit ihr gesprochen und ihr gesagt: „Auch ich leide, für uns beide ist nun die Zeit des Leidens angebrochen." Und dann hätten sie einander schweigend in die Augen gesehen. Ich will es ihr sagen, dachte er. Aber dann wußte er schon nicht mehr, was er ihr eigentlich hatte sagen wollen. Vielleicht öffnete sie ihre Arme nur noch für ihr Kind? —

Pierrot ging zum Hafen und machte sein Boot los. Er nahm die Ruder, um unbemerkt fortzukommen. Er hielt sich dicht am Ufer so daß er den Lärm des Festes hinter der Schilfmauer vernehmen konnte. Dort hinten, wo die Obstbäume standen, begannen sich jetzt die Paare auf der Tanzfläche zu drehen. Die Alten stützten sich mit den Armen auf das Geländer und schauten zu. Zwischen den Gruppen drängten sich hastig die Burschen hindurch und liefen zu den jungen Mädchen hinüber. Indessen saßen die Fischer schon im Wirtshaus. Sie redeten viel, lachten und verscheuchten ihre Sorgen mit großartigen Armbewegungen.

Der Festplatz war an diesem Tage die Herzkammer des ganzen Dorfes, hier strömte alles Leben zusammen. Die Häuser hatten die Männer und die Frauen, die Jungen und die Mädchen ausgespien. Nur die ganz Alten und die Kranken waren daheim geblieben. Sie saßen jetzt schlummernd in ihren Sesseln. Friedlich lagen die Höfe und die Gärten. Der Lärm vom Festplatz und von der Tanzfläche drang nur wie das Rauschen eines weit entfernten Stromes herüber.

Die Großmutter Chavet war nach dem Abendessen hinter das Haus gegangen. Dort gab es einen hübschen schattigen Winkel gerade gut zum Träumen.

„Wollen wir auch hingehen?" hatte Großvater Chavet gefragt und seinen hanffarbenen Schnurrbart geglättet. „Vielleicht tut es dir gut."

Sie hatte den Kopf geschüttelt, und ihre alten rissigen Augen blickten traurig.

„Mir wird erst gut sein, wenn ich tot bin. Ich bin nur noch ein altes Wrack. Aber geh du doch hin, du bist ja noch rüstig!"

Da hatte er sich stolz aufgerichtet. Mit funkelnden Augen, einen Stumpen zwischen den Zähnen, war er zur Musik hinuntergegangen um sich auch seinen Teil von der Festesfreude zu holen.

Nun war die Großmutter froh, einen ganzen Nachmittag für sich allein und für ihre Erinnerungen zu haben. Vor vierzig Jahren hatte hier im Garten ihr kleiner Louis herumgetollt und war auf die Bäume geklettert. Bis er eines Tages zu ihr gelaufen kam und sich mit beiden Händen den Kopf hielt. Er war gestorben, aber sie mußte weiterleben, für ihren Mann, der selbst ein großes Kind war.

Sie las die Zeitung von der ersten bis zur letzten Zeile durch, sie strickte und schlummerte ein wenig, die Hände über den Knien gefaltet. Dann trank sie im Stehen ihre Tasse Kaffee. Sie trieb die Hühner in den Stall. Sie trat noch einmal auf die Wiese hinaus, um die frische Kühle zu genießen, die mit der sinkenden Nacht kam. Als es dunkel geworden war, beeilte sie sich, in ihre Schlafkammer zu kommen. Da vernahm sie oben im Haus ein Geräusch, es klang, als rolle eine Billardkugel über den Fußboden. Er ist sicher schon da, dachte sie. Er ist hinaufgegangen, ohne mich zu rufen. Oder ob sein Geld schon wieder alle ist? Diese Männer!

„Bist du es, Louis?" rief sie hinauf und erhob sich.

Keine Antwort. Sie rief lauter:

„Antworte doch! Ich habe dich gehört."

Das Geräusch war verstummt. Aber dann begann es wieder zu rumpeln.

Es ist eine Katze, dachte sie. Na, warte nur!

Sie holte einen Besen aus der Küche und stieg leise die Treppe hinauf. Die Tür stand offen, sie trat ein. Man konnte nicht die Hand vor Augen sehen. Nur eine schwache Helligkeit stand um das Fensterkreuz. In der Ecke raschelte ein rascher Arm. „Wer ist da?" rief die Großmutter und hob den Besen.

Keine Antwort. Schon wollte sie ärgerlich den Lichtschalter drehen, da gewahrten ihre Augen, die sich langsam an die Dunkelheit gewöhnt hatten, neben dem Schreibtisch eine kleine Gestalt. Das sieht wahrhaftig so aus wie ein Junge, dachte sie. Was hat der hier zu suchen? Und plötzlich schoß ihr durch den Kopf, sie habe vielleicht den Dieb, den Plagegeist des Dorfes, vor sich.

Fängt das schon wieder an? dachte sie. Und dabei ist er noch ein halbes Kind! Unglaublich ist das wirklich!

Sie trat einen Schritt näher und rief:

„Wer ist dein Vater, du Lümmel? Na, warte, ich werde dich schon wiedererkennen. Mach, daß du fortkommst. Wenn das deine Mutter wüßte. Paß nur auf, du Strauchdieb, daß man dich nicht in die Fürsorge steckt!"

Ein wenig schwankend trat der junge Verbrecher näher. Die Großmutter Chavet konnte sein Gesicht nicht erkennen, aber sie hörte, wie sein Atem rasselte. Als er immer näher kam, schlug sie ihm mit aller Gewalt den Besen über den Kopf. Er stieß einen unartikulierten Schrei aus und warf sich mit einem Schwung auf sie. Sie fühlte, wie eine Hand sich in ihren Gürtel krallte. Spitze Nägel zerfleischten ihre Wange, und ein stinkender Atem schlug ihr ins Gesicht. Sie wehrte sich heftig, aber schließlich gelang es dem anderen, ihren Arm zu packen. Er biß tief hinein. Angst und Schrecken weiteten ihren Augen, sie wollte um Hilfe schreien. Aber nur ein dumpfes Aechzen kam aus ihrem verzerrten Mund. Sie schwankte dann schlug sie lang auf den Boden.

Sofort sprang der Verbrecher zum Fenster und schwang sich auf das Sims. Geschickt ließ er sich in den Hof hinabfallen. Eine Weile blieb er stehen und lauschte auf den fernen Lärm des Festes. Ueber den Dächern flammte ein rötlicher Schein. Der Dieb brummte und drückte ein Bündel Papiere an sich, das er mitgenommen hatte. Lautlos glitt er an der Mauer entlang, erklomm das Dach eines Holzschuppens, hob sich einen Augenblick deutlich gegen den sternklaren Himmel ab und verschwand dann in der Finsternis.

Um Mitternacht kam Großvater Chavet nach Hause. Er wunderte sich, daß im Flur kein Licht brannte. Er tastete sich mit den Händen an der Mauer entlang und trällerte vor sich hin:

„Hörst auch du den Kuckuck rufen, Kuckuck, Kuckuck, hörst du ihn?"

Kuckuck erwiderte ein Echo vom Ende des Ganges. Er lachte und blieb stehen.

„Kuckuck! Zum Kuckuck, sie wird mir einen schönen Krach machen."

Er öffnete die Küchentür und machte Licht. Alles war in Ordnung. Eine umgestülpte Tasse stand auf dem Tisch, Kaffeekanne und Milchtopf erwarteten ihn auf dem Herd. Das hatte die Großmutter getan, damit er etwas Warmes vorfand, wenn er heimkam. Er wurde gerührt vor Dankbarkeit und rief noch einmal: „Kuckuck, Kuckuck!"

Die Katze glitt aus ihrer Ecke hervor und lief mit krummem Rücken auf ihn zu.

„Miez, Miez!" rief der Alte und spitzte dabei die Lippen. Dann ging er ins Schlafzimmer. Das Bett war nicht aufgedeckt.

„Oho!" rief er erfreut. „Sie ist noch gar nicht nach Hause gekommen. Da kann sie mir wenigstens keine Vorwürfe machen."

Er setzte sich und wartete. Aber bald wurde er unruhig. Eine böse Ahnung trieb ihn in den ersten Stock hinauf. Auf der Schwelle stieß er mit dem Fuß gegen den Körper seiner Frau.

Angst packte ihn, er wagte nicht, sich zu rühren.

„Bist du es?" fragte er.

Er tappte zur Wand und suchte den Lichtschalter. Mit einem Schlage wurde es hell im Zimmer, und jetzt sah er, daß die Großmutter auf der Erde lag.

„Was hast du denn, Alte?" fragte er und beugte sich über sie. Er war blaß geworden, und seine Hände zitierten. Er versuchte sie aufzurichten. Aber der Körper entglitt seinen Armen, er war schlaff und schwer wie ein Sack. Jetzt erst bemerkte er, daß das Gesicht seiner Frau blau war.

„Ein Schlaganfall!" dachte er schlotternd. Schrecken erfaßte ihn, wenn er sich all das Blut vorstellte, das sich im Kopf seiner armen Alten staute. Er dachte sofort an Barcarolle. Er fand ihn im Hafencafé, wo er mit Goddam und Pipembois zusammensaß. Hastig liefen alle drei zurück.

„Arme Großmutter", sagte Barcarolle mitleidig. „Zu dumm, daß ich keine Heiltränke mehr habe. Aber du weißt ja, sie haben mir alles entzweigeschlagen."

Sie legten die alte Frau auf das Bett.

„Etwas Schnaps", sagte Barcarolle.

„Glaubst du, daß es helfen wird?" fragte der Großvater und suchte eine Flasche hervor.

Mit einer Messerspitze öffnete Barcarolle der Großmutter die Lippen und flößte ihr ein wenig Kirsch ein. Dann rieb er ihr das Gesicht mit Essig. Aber sie rührte sich nicht. Die eine Hälfte ihres Gesichtes war verzerrt. Ein Auge stand weit offen und schien immer noch erfüllt von einer schrecklichen Vision.

„Sie ist sehr krank", erklärte Barcarolle kopfschüttelnd.

„Wird man ihr helfen können?" fragte der Großvater und ergriff ihre schlaff herabhängende Hand.

„Wir müssen an den Arzt telephonieren", fuhr der alte Wunderdoktor fort. „Hier ist meine Kunst zu Ende."

„Glaubst du wirklich?" wimmerte der Alte wieder und wischte sich die Augen.

„Ja, es ist besser. Ich möchte nicht gern Krach mit den Doktoren haben. Telephonieren ist besser. Geh, Goddam."

Goddam ging, und Pipembois zog Barcarolle in die Kammer, wo sie die Großmutter gefunden hatten.

Sie entdeckten, daß der Schreibtisch offen stand. Nußschalen lagen auf dem Teppich verstreut.

„Er kann sie doch nicht mit Nüssen bombardiert haben?" meinte Pipembois und spähte im Zimmer umher. Der Alte, der ihnen gefolgt war, schrie erschrocken auf, als er seine durchwühlten Papiere gewahrte. Seine Hände flogen, als er sie durchsuchte.

Forts. folgt.

Für das Hilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz sammeln am 22. und 23. Juni 1940 die Mitglieder des D.R.K., der N.S.V.O. und der Hitler-Jugend

Den Siegern von Paris, Rouen und Le Havre, den jungen Kämpfern von der Höhe 304 und dem Argonner Wald gilt unser Dank! Wir spenden freudig am 22. und 23. Juni für unsere verwundeten Soldaten.

Verantwortlich Hauptschriftleiter Erich Schmidt z. Zt. im Felde. Vertretung; Schriftleiterin Helma von Rauchenbichler Menden; für Anzeigen: Herma von Rauchenbichler. Druck und Verlag Verlagsgesellschaft v. Rauchenbichler, Menden. Z. Zt. ist Anzeigenpreisliste 6 gültig.

Anzeigenteil

W.-T.-Lichtspiele, Menden

Mittwoch — Donnerstag

Tip auf Amalia

Der neue Tobis-Film. — Ein Volksstück. Liebe — Pferde — Eifersucht.

Ein guter Tip für zwei Stunden heiterer Entspannung! Olly Holzmann, Lotte Werkmeister, Trude Hesterberg, Jaspar v. Oertzen, Oscar Sabo, Herma Relin. — Spielleitung: Heinz Paul. Musik: Dr. Willy Richartz.

Dazu die neue Ufa-Wochenschau:

„Die gewaltigste Schlacht aller Zeiten"

Für Jugendliche verboten!

Der **schnellste u. billigste Vermittler** für alle **Kauf-, Verkauf-, Miet-, Vermiet-, Stellengesuche** sowie Angebote ist die **„Kleine Anzeige"** in der **Mendener Zeitung,** Westfälischer Telegraph Fernsprecher 2017

Bekanntmachung

Eierverteilung

Auf den vom 3. bis 30. Juni 1940 gültigen Bestellschein der Reichseierkarte werden als 3. Rate

3 Eier

für jeden Versorgungsberechtigten ausgegeben, und zwar auf Abschnitt c in der Zeit vom 21. 6. bis 30. 6. 1940.

Dieser Abschnitt wird aufgerufen.

Iserlohn, den 17. Juni 1940.

Der Landrat — Ernährungsamt.

Gut erhaltener **Kinderwagen** zu verkaufen. **Lendringsen, Schulstraße 6.**

Tüchtiges **Ganz- oder Halbtagsmädchen** sofort gesucht. **Gastwirtschaft Fritz Fuest,** Turmstraße.

Möbl. Zimmer ohne Pension sofort gesucht. Angeb. unt. G O 126 a. d. MZ.